



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Mro. 9.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

September 1883.

Inhalt: Die Deutschen in Chile. — Eine Reise im Lande der Jakobiten. (Schluß.) — Siam, seine Apostel und Märtyrer. (Schluß.) — Die Missionsthätigkeit der Gesellschaft Jesu im Jahre 1881–82. — Nachrichten aus den Missionen: Dänemark; China; Westafrika; Äquatorial-Afrika; Aus verschiedenen Missionen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Maron, der jugendliche Bekenner aus dem Libanon. (Fortsetzung.)

Die Deutschen in Chile.

(Mitgetheilt von P. Döffels S. J.)

Chile hat ein gewisses Anrecht auf die Theilnahme Deutschlands; finden sich doch aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes Auswanderer hier, und noch neulich brachte ein Hamburger Dampfer wiederum Deutsche nach Valdivia. Wir sind nun freilich weit davon entfernt, für neuen Nachschub aus der Heimath die Werbetrommel zu rühren und wollen Niemanden unter Vorspiegelung glänzender Aussichten, welche so zahlreiche Opfer jenseits des Oceans in's zeitliche und ewige Verderben stürzen, nach Chile ziehen. Gott sei Dank wird dem unsäglichen Unheile leichtsinniger Auswanderung durch die Bemühungen des Raphaelsvereins theilweise wenigstens gesteuert. Was wir beabsichtigen, ist einfach eine kurze Schilderung der Geschichte und des Looses unserer deutschen Kolonisten, wobei wir das Hauptaugenmerk, dem Zwecke dieser Blätter entsprechend, auf die religiöse Lage derselben lenken wollen, ohne jedoch ihre zeitlichen Interessen unberücksichtigt zu lassen.

1. Kurze Geschichte der deutschen Kolonie in Chile.

Gegenüber der nord-östlichen Spitze der Insel Chiloe macht das Meer einen ziemlich bedeutenden Einschnitt in's Festland und bildet den Golf Reloncavi, in dessen äußerstem Hintergrund die Stadt Puerto Montt liegt. Im Jahre 1851 hatte die chilenische Regierung beschloffen, die von dieser Bucht landeinwärts sich erstreckenden weiten, mit Urwald bewachsenen und fast ganz unbewohnten Ländereien mit deutschen Kolonisten zu

bevölkern. Es ging ein Agent nach Deutschland mit der Weisung, nur Katholiken anzuwerben. Jedoch dieser fragte in Deutschland nicht nach der Religion, sondern nahm an, was er bekommen konnte, indem er dachte: „Wenn die Leute einmal in Chile sind, wird man sie ihrer protestantischen Religion wegen nicht wieder zurückschicken.“

So kamen im Jahre 1852 im November die ersten deutschen Kolonisten, fast lauter Protestanten, an. Am 13. Januar 1853 trafen andere ein, vorwiegend Schlesier und Katholiken. Dieselben wurden zunächst nach Puerto Montt dirigirt. Der Ort hieß damals noch Melipulli, wurde aber später zu Ehren des Präsidenten Montt, der mit seiner Partei sich auch in der Folge noch der deutschen Kolonie annahm, in „Puerto Montt“ umgewandelt. — Einige Kolonisten blieben schon damals in Valdivia und Osorno, doch die meisten kamen nach Puerto Montt. Der Ort wurde zu einer Stadt erweitert und zum Mittelpunkt der Kolonie ausersehen. Die Regierung übernahm den Bau einer Pfarrkirche, zu der schon am 12. Februar desselben Jahres durch einen Domherrn des Bisthums von San Carlos de Ancud der Grundstein gelegt wurde. Diese letztere Stadt liegt in der Bucht, welche das Meer an der nördlichen Küste von Chiloe bildet. Ein Jahr später, am 12. Februar 1854, wurde die Kirche von einem benachbarten Pfarrer eingeweiht, der aber nur äußerst selten die neue Ansiedelung besuchen konnte. Als im Jahre 1856 für Puerto Montt ein eigener

Pfarrer ernannt wurde, waren die Deutschen darum nicht viel besser bedacht, weil jener als Chilene kein Deutsch und diese kaum oder gar kein Spanisch verstanden. Auch hatte derselbe genug zu thun mit der chilenischen Bevölkerung, welche von allen Seiten her zu der jungen Kolonie heranzog und sich mit dem Holzfällen in den angrenzenden Cordilleren beschäftigte. Unterdessen erlangten die Protestanten, welche numerisch die deutschen Katholiken überwogen, durch die Gunst und Beförderung des staatlichen Directors der Kolonie immer mehr das Übergewicht, richteten sich deutsche Schulen ein und kamen zu Amt und Ansehen. Jedoch nur die geringere Anzahl der Deutschen, Handwerker oder Handelsleute, verblieben in der Stadt Puerto Montt. Die Mehrzahl wurde für die eigentliche Kolonisation verwendet und zog landeinwärts. — Den Mittelpunkt der Kolonie sollte der See Manquihue bilden, welcher gegenwärtig der ganzen Provinz den Namen gegeben hat. Dieser See, noch etwas größer an Flächenraum als der Bodensee, liegt etwa fünf Stunden von Puerto Montt nach Norden hin. Derselbe hat, zahlreiche Buchten abgerechnet, ungefähr die Form eines Dreiecks, den einen Winkel schiebt er zwischen die Berge Calbuco und Osorno, welche zwei Nachbarstädten ihre Namen geliehen haben. Der Berg Osorno wird gewöhnlich schlechthin „der Vulkan“ genannt; er ist ein wunderschön geformter Kegel von 2131 Meter Höhe, welcher sein mit ewigem Schnee bedecktes Haupt der ganzen deutschen Kolonie zeigt. Er scheint jedoch nicht mehr in Thätigkeit zu sein. Es ist ein bezaubernder Anblick, wenn man, von Puerto Montt kommend, von der Höhe aus zum ersten Male den Berg erblickt und den klaren, ruhigen See zu seinen Füßen, der das weiße Haupt widerspiegelt. Jetzt fährt ein Dampfer auf dem See und stellt die Verbindung mit den Hauptniederlassungsorten her, während ein großer weiter Fahrweg seine Ufer mit Puerto Montt verbindet. — Jedoch solcher Bequemlichkeiten erfreuten sich die ersten Kolonisten nicht. Die Gründung einer Kolonie ließt sich in einem Buche recht gemüthlich. Aber man muß die Leute hier, welche das Alles von Anfang an mitgemacht haben, erzählen hören, um den rechten Begriff davon zu bekommen. Die chilenische Regierung zeigte sich ganz zuvorkommend und unterstützte die Kolonisten nach Kräften; denn das Gedeihen der Kolonie lag ihr wirklich am Herzen. Doch aller Anfang ist schwer, und besonders hier. Jeder Kolonist erhielt als Eigenthum eine Fläche von 100 Quadras oder von 550 bis 600 preußischen Morgen angewiesen, aber mit Urwald bedeckt und in größerer oder geringerer Entfernung von der Stadt, meist an den Ufern des Sees¹. Auf Staatskosten wurden jedem Ansiedler die nothwendigen Bretter und Nägel zum Bau der ersten Baracke und ebenfalls für ein Jahr der nothwendige Proviant, vorzüglich an Mehl, geliefert. Sie mußten jedoch Alles mühsam durch den Urwald, wo sie sich die Wege oft erst zu suchen hatten, nach Hause schleppen. „Dabei kam es vor,“ erzählte mir einer derselben, „daß wir unterwegs schon unsere Ration aufzehrten und mit leeren Säcken nach Hause kamen.“ Indes half einer dem andern so gut es ging, und merkwürdig, sie verloren den guten Humor und die Zufriedenheit nicht, trotz aller Anstrengungen und Entbehrungen. Zunächst mußten die Kolonisten darauf bedacht sein, sich einen Viehstand anzuschaffen, denn mit der Urbarmachung des Landes

geht es nicht so schnell. Die Kühe aber ernähren sofort den Menschen und brauchen, hier wenigstens, nicht von den Besitzern ernährt zu werden; sie müssen und können sich selber ernähren; man braucht sie nur in den Wald zu jagen.

Allmählich mußten die Kolonisten aber auch an die Urbarmachung des Bodens denken, und das war eine furchtbare Arbeit. Dabei leistete ihnen der stämmige, gedrungene Chilene, welcher von Jugend an die Art geführt hat, treffliche Dienste, allerdings für guten Lohn. Die Deutschen gestehen selbst, daß sie ohne Hilfe der Chilenen die Ausrottung des Urwaldes gar nicht fertig brächten. Jedoch der Chilene geht aus eigenem Antriebe nicht an die Arbeit; er bewirbt sich auch nicht bei der Regierung um ein Stück Land für eine *Chacra*, (so nennt man den Bauernhof), und wenn man ihm eine solche schenkte, so würde er dieselbe für einige Hundert Pesos gar bald verkaufen und mit dem Geld weiter ziehen. Aber wenn er, von der Noth getrieben, bei den Deutschen in Dienst tritt, so arbeitet er unter dessen Leitung tüchtig, wobei es jedoch gut ist, ihn in Accord arbeiten zu lassen. So gibt der Deutsche den Kopf, und der Chilene die Arme her. — Die meisten Deutschen haben auf diese Weise sich schon ein hübsches Stück Land urbar gemacht, wobei aber doch meist noch die Wurzeln der mächtigen Bäume zurückgeblieben sind. Die Beschaffenheit des Bodens ist im Durchschnitt ziemlich gut, an manchen Stellen recht gut, und er würde, wenn man ihn mit Dünger wie in Europa behandelte, sehr gut werden. Schon jetzt trägt er jede Sorte von Getreide in mehr als mittelmäßigem Maße. Nur ein mißlicher Umstand ist da, daß nämlich zur Zeit der Ernte häufig höchst unbeständiges Wetter ist, so daß es schwer hält, dieselbe trocken in die Scheune zu bringen.

Später ist jedoch die Regierung gegen angehende Kolonisten nicht mehr so freigebig gewesen; sie bot denselben nichts als jedem Einzelnen 250—300 preußische Morgen Landes. Die Kolonisation sollte in den letzten Monaten wieder mit neuem Eifer betrieben werden. Schon hieß es, daß Agenten ernannt seien; allein es scheint noch nicht dazu gekommen zu sein. Es besteht seit längerer Zeit der Plan, das Land der wilden Araucaner, welches zwischen Concepcion und Valdivia liegt, durch eine neue Kolonie zu besetzen. Diese Wilden beunruhigen fortwährend die Grenze und fielen noch kürzlich verheerend und mordend in's chilenische Gebiet ein. Ihr Land ist der Beschaffenheit nach das fruchtbarste und dem Klima nach das beste der ganzen Republik. Indessen wer möchte der Erbe solcher Menschen sein, trotz der 2—3000 Mann Truppen, welche die Regierung in vier Forts an den Grenzen unterhält?

Einstweilen ist der Hauptsitz der eigentlich deutschen Kolonie Puerto Montt und der See Manquihue, gewöhnlich bloß die Laguna genannt. Die Deutschen in Osorno und in Valdivia, obwohl sie auch zahlreich sind, treiben mehr Handel und Gewerbe, während hier der Ackerbau in den Vordergrund tritt. — Kehren wir darum zur Geschichte von Puerto Montt zurück.

Im Jahre 1857 wurde R. P. Francisco de Paula Solar, Provinzial der Mercedarier-Patres in Chile, zum Bischof von Ancud ernannt. Derselbe war sich der schwierigen Aufgabe, welche ihm zugefallen, bewußt. Bei der ungeheuren Länge seiner Diözese vom 39.—56. Grad südlicher Breite hatte er in derselben außer den wilden Araucanern, Indianern und Patagoniern 112 000 katholische Chilenen, und dann noch die ganze deutsche Kolonie mit ihrer ihm unbekannten Sprache.

¹ Jeder erwachsene Sohn eines Kolonisten hat Anrecht auf die Hälfte, sobald er selbständig wird.

Sein gesamelter Weltklerus, einschließlich der Domherren, bestand aus neun Priestern. Als der neue Bischof sich mit dem Erzbischof von Santiago berieth, was er wohl zur Abhilfe eines solchen Nothstandes thun könne, rieth ihm dieser, für die deutsche Kolonie, welche offenbar der wichtigste und bedrohteste Punkt seiner Diözese sei, sich deutsche Priester und wo möglich von der Gesellschaft Jesu kommen zu lassen. Nach genauerer Rücksprache und mit Einwilligung des damaligen Präsidenten der Republik wurde sodann das Gesuch durch den P. General der Mercedarier mit Befürwortung des Obern der hiesigen spanischen Jesuitenmissionäre dem P. General der Gesellschaft Jesu unterbreitet. Die Gewährung einer solchen Bitte ließ nicht lange auf sich warten. — Am 25. October 1858 schifften sich zu Bordeaux die beiden Patres Theodor Schwerter und Bernard Engbert und der Laienbruder Joseph Schorr nach Chile ein. Nachdem sie in Montevideo gelandet, traten sie die Weiterreise über die Corbilleren an und langten am 10. Januar 1859 glücklich in Santiago an. Dort in der Hauptstadt Chile's weilten sie zwei Monate, um die nothwendigste Kenntniß von der Sprache und den Gebräuchen des Landes sich anzueignen. Den 10. März 1859 bestiegen sie den Dampfer „Prinz von Wales“, um nach Puerto Montt zu gelangen. Hören wir nun einen der Patres selber erzählen:

„Unterwegs landeten wir in Ancud zur Begrüßung unseres Bischofs, auf dessen Besuch wir gekommen waren. Mit der größten Freude und Liebe empfing uns der Prälat. Jedoch wir mußten noch an demselben Tage, spät in der Nacht, uns wieder an Bord begeben, um die Fahrt mit dem anbrechenden Tag fortzusetzen, ohne zu ahnen, wie bald und wie wir zu unserem lebenswürdigen Gastgeber und Vorgesetzten zurückkehren würden. Wir mochten etwa drei Stunden gefahren sein, als ich mich anschickte, die heilige Messe zu lesen, wie wir es mit päpstlicher Erlaubniß auf der ganzen Reise gethan hatten. Schon stand ich halb mit den Messgewändern angekleidet da, als wir einen gewaltigen Ruck mit einem heftigen Getrach verspürten. Sofort kam ein Offizier gelaufen und rief uns zu: „Empfehlen Sie uns Gott, wir sind gescheitert.“ Wir knieten vor den Altar hin und begannen die lauretanische Litanei zu beten. Noch hatten wir dieselbe nicht vollendet, als der Offizier wieder erschien, englisch und spanisch rief: „Schnell, schnell, der Dampfer geht zu Grunde.“ Jedoch wir verstanden das Englische gar nicht und das Spanische sehr dürftig. Und da das Schiff ruhig und fest zu stehen schien, begriffen wir nicht, warum man uns so eilig rufe, und gedachten erst unsere Sachen zusammenzupacken. Endlich faßte man uns beim Arm und zog uns fast mit Widerstreben in die Schuppe. Kaum waren wir einige zehn Schritte vom Schiffe entfernt, als wir uns nach demselben umblickten. Wir waren noch immer der Meinung, man habe uns in's Boot gesetzt, um mit dem Dampfer eine Schwenkung zu machen und ihn wieder flott zu legen. Doch was gewahren wir? Zusehens senkt sich seine Spitze, das Hintertheil hebt sich, und während sein Kamin eine Rauchwolke ausstößt, gleich einem Sterbenden, der den letzten Athemzug thut, versinkt das prächtige Fahrzeug vor unseren Augen in die Fluthen, um nie mehr zum Vorschein zu kommen.“

Alle Habseligkeiten der Patres, und was am meisten zu bedauern war, die Paramente, die heiligen Gefäße, die Andachtsgegenstände verschiedener Art, welche zur Errichtung der ersten Kapelle hätten dienen sollen, lagen in den Fluthen begraben. Ein einziges reines Taschentuch hatten sie gerettet, welches sie nach dem Vorbilde des hl. Martinus mit einander theilten. Das ganze Unglück verschuldete zunächst der Kapitän,

welcher diese für Unkundige so gefährliche Fahrt durch den chilenischen Archipel zum ersten Mal machte, und doch in Ancud keinen Lootsen an Bord nehmen wollte. So ließ das Schiff auf eine Fels Spitze, die zur Zeit der Fluth unter dem Wasser liegt und nur während der Ebbe aus demselben hervorragte.

Als wir im vorigen Jahre auf unserer Reise hierher an dieser Unglücksstelle vorbeikamen, wurde uns dieselbe von einigen Passagieren gezeigt mit den Worten: „Hier sind die ersten Patres Missionäre, die nach Puerto Montt gingen, gescheitert; jetzt haben wir wieder Patres an Bord, und man fürchtet auf dem Schiffe abermals ein Unglück.“ Ich erwiderte darauf, man möchte diese thörichte Furcht nur ablegen; denn wir würden ganz wohlbehalten in Puerto Montt ankommen, wie es auch geschah.

Der Schiffbruch fand statt in geringer Entfernung von der Küste der Insel Chiloe, wo denn auch die Patres ausgesetzt wurden und zu Fuß den Rückweg nach Ancud antraten. Sie waren trotz ihrer kläglichen Lage voller Freude beim Gedanken, daß sie jetzt erst wahre Apostel ohne Sack und Pack, wie der Heiland seine Jünger aussandte, geworden seien. — Der hochw. Herr Bischof von Ancud empfing die Schiffbrüchigen mit dem liebevollsten Bedauern und half ihrer Noth, soviel es seine äußerst beschränkten Mittel gestatteten. Er schiffte sie auf's Neue auf einem Segelschiff ein, mit dem sie jedoch wegen widriger Winde drei Tage brauchten, um die verhältnißmäßig kurze Strecke zurückzulegen. Endlich langten sie glücklich in Puerto Montt an, am Feste des hl. Joseph 1859, mit dessen mächtigem Schutz sie ihr Missionswerk in Angriff nahmen.

Unterdessen hatte die Regierung die Verhältnisse der Kolonie schon etwas organisirt, den See Lanquihue und die deutschen Kolonisten zum Mittelpunkt einer neuen Provinz gemacht, einen Intendanten (entspricht dem deutschen Oberpräsidenten), welcher seinen Sitz in der Provinzial-Hauptstadt Puerto Montt hat, an die Spitze gestellt und eine Reihe Beamten ernannt. Alle diese, sowie die Bewohner empfingen die Patres mit aufrichtigen Beileidsbezeugungen wegen ihres Mißgeschicks und waren bemüht, ihnen bei Einrichtung der kleinen Wohnung, welche der Bischof ihnen hatte bauen lassen, zu Hilfe zu kommen. Sofort begannen sie ihre apostolische Thätigkeit, indem sie ein Zimmerchen als Kapelle einrichteten, predigten, katechisirten, wobei auch manche Protestanten erschienen; diese hatten damals noch keine „Diener am Wort“, aber wohl eine Schule, in die auch manche katholische Kinder gingen. Um das zu verhindern, eröffnete einer der Patres, P. Engbert, sofort eine Elementarschule und war nun als Seelsorger und Lehrer zugleich thätig.

Es begreift sich, daß die Frömmigkeit der Katholiken, welche so viele Jahre der Seelsorge entbehrt hatten, etwas nachgelassen hatte. Die Patres hatten die Freude, zu sehen, wie sich der Eifer und der Zubrang zu ihrer Kapelle und zu den Sacramenten mehrte. Jedoch nicht lange begnügten sie sich mit der Stadt und der nächsten Umgebung. Drüben an dem blauen See gab es noch so viele Kolonisten, welche kaum die Kunde von ihrer Ankunft vernommen hatten. Sobald die Arbeit in der Stadt es erlaubte, ritt P. Schwerter hinaus zum See Lanquihue. Mindestens 83 Familien waren dort schon ansässig, wovon 33 katholisch, die übrigen protestantisch waren. In der ganzen Provinz zählte man zu der Zeit bereits 1100 Deutsche. Groß war die Freude der Katholiken, nach so langer Zeit wieder einen deutschen Priester zu sehen. Der Pater ging von Haus zu Haus und begrüßte auch überall die Protestanten.

Er taufte die Kinder, was auch die Protestanten mit Freude zuließen, hörte Beicht, tröstete sie; nur konnte er den Leuten die heilige Communion nicht reichen, weil er keinen Reissealtar hatte. Nach einem Monat kehrte er wieder zurück, versammelte die Kolonisten an vier Stellen und hielt ihnen jedesmal eine kleine Mission, der auch viele Protestanten bewohnten. Dann ging's über die Laguna hinaus zur Stadt Osorno, dem Hauptort eines Departements der Provinz Manquihue, wo sich ebenfalls viele Deutsche niedergelassen hatten, und endlich noch in die Provinz Valdivia zu der Stadt gleichen Namens, welche auch eine große Anzahl von Deutschen beherbergte. In beiden Städten hielt er Mission und kehrte dann auf demselben Wege nach Puerto Montt zurück. — Was zu damaliger Zeit, wo es noch fast gar keine Wege gab, eine solche Reise für Strapazen, Entbehrungen, Erschöpfungen mit sich brachte, namentlich wenn es viele Tage lang, wie das hier nicht selten ist, hinter einander regnet, davon hat Niemand eine rechte Vorstellung, der nicht einen Urwald gesehen hat.

Das unentbehrlichste Thier ist darum hier zu Land das Pferd, und es ist nicht zu verwundern, wenn hier Alles reitet. Ganzen Familien, Mann und Frau, Knaben und Mädchen, begegnet man draußen zu Pferd; jeder Wanderer ist ein Reiter, und selbst die Ordensfrauen müssen sich in den Sattel schwingen.

Der Bischof von Concepcion, in dessen Diözese die Wege sonst bedeutend besser sind, als hier, sagt daher: „Wenn ich einen Priester behufs Übernahme der Seelsorge examinire, so ist die erste Frage: Können Sie auch reiten? Wofern der Candidat dieses verneint, so ist keine große Aussicht auf günstigen Ausgang dieses Examens.“ Die chilenischen Pferde sind bedeutend kleiner als die deutschen, aber dabei recht geschickt, durchweg sehr ausdauernd und für nicht zugerittene Pferde meist sehr lenksam. Daher kann selbst ein ungeübter Reiter sich ihnen anvertrauen. Auch sind dieselben sehr wohlfeil: für 30 Thaler kann man schon ein anständiges Pferd kaufen; ihr Unterhalt aber kostet, den wenigen Hafer abgerechnet, welchen sie im Winter bekommen, so gut wie gar nichts. Hat ein Pferd seine Schuldigkeit gethan, so zäumt man es ab und läßt es in den Wald laufen, wo es sich seine Nahrung suchen muß. Nach dieser Abschweifung nehmen wir den Faden unserer Geschichte wieder auf.

Die Lage von Puerto Montt am Fuße der Cordilleren einerseits und an der Meeresküste und vor dem chilenischen Archipelagus anderseits bringt es mit sich, daß wir abwechselnd bald Land- bald See-Soldat sein müssen. Das begreifen denn auch die ersten Patres sofort. Kaum hatte sich P. Schwerter zu Hause etwas von der apostolischen Excursion nach Valdivia erholt, als er den Seediensft antrat, indem er sich nach der Insel Huar einschiffte, um seine erste Mission unter den Chilenen zu halten. Gewiß war es ein kühnes Unternehmen, nach so kurzem Aufenthalt im Lande und bei der äußerst mangelhaften Kenntniß des Spanischen schon allein eine Mission zu geben. Das Bewußtsein, hier in das Arbeitsfeld einzutreten, das vor 93 Jahren unsere Vorväter verlassen mußten, gab ihm nicht wenig Muth und Vertrauen. Überall sah er die Spuren ihrer Thätigkeit: die Einrichtung der Fischeale, die frommen Gebete und Gefänge, der tägliche Rosenkranz u. s. w. stammten noch von denselben. Das Resultat der Mission war recht befriedigend; fast alle Bewohner dieser Insel, 360 an der Zahl, empfingen die heiligen Sacramente.

So nahm durch die unermüdlige Thätigkeit der beiden

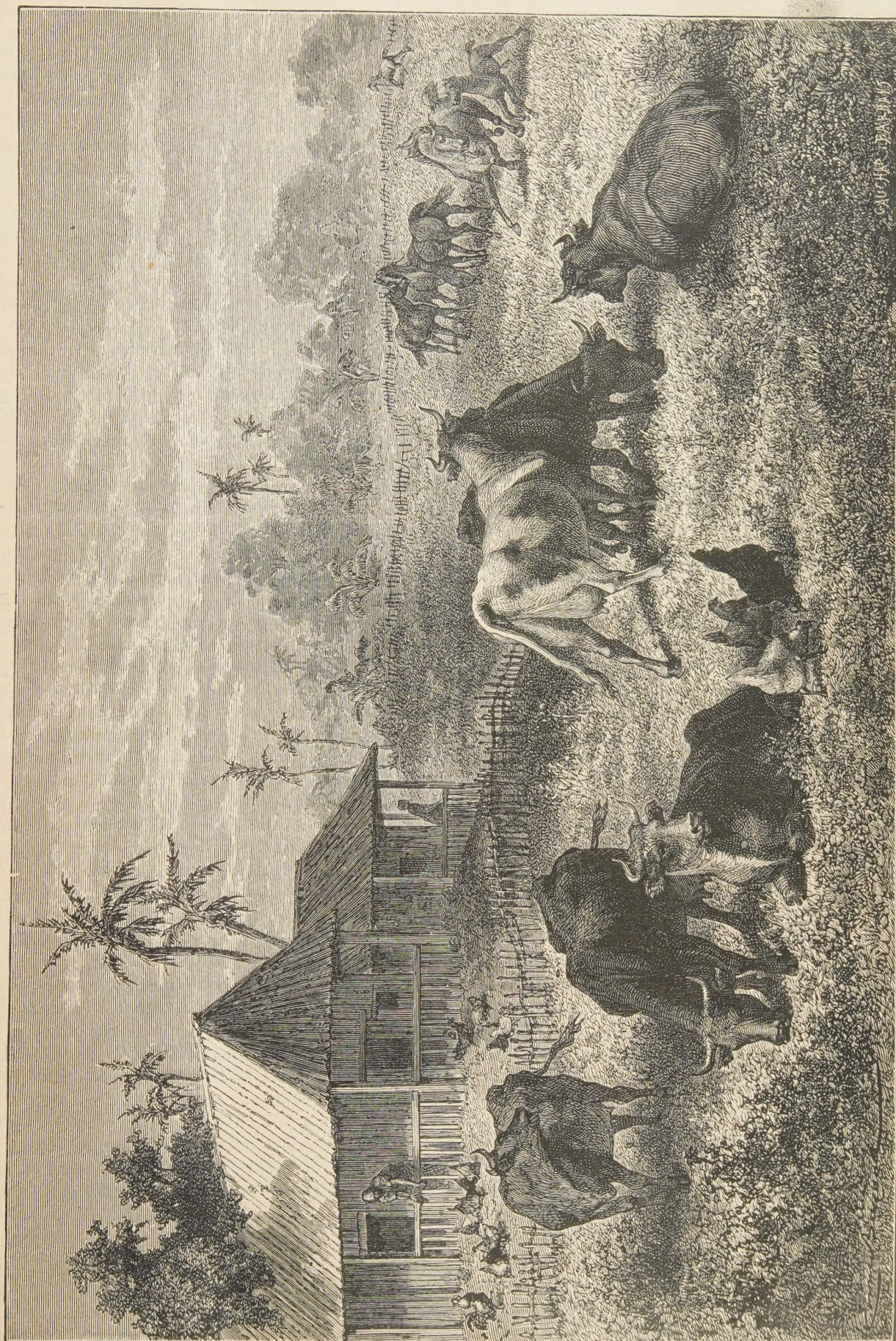
Patres, denen der Bischof im Jahre 1862 auch die Pfarrei übertrug, das religiöse Leben sowohl unter den Chilenen wie unter den Deutschen einen neuen Aufschwung. Den Protestanten gefiel dieses nicht sehr, und wie sie auf den Missionen zu Osorno und Valdivia durch Verleumdungen das Wirken derselben zu schädigen suchten, so geriethen sie auch hier in Aufregung. Jedoch die Patres begegneten den Protestanten immer und überall mit der größten Liebe und Güte. Bis dahin hatten dieselben die Überzahl. Das Jahr 1864 sollte ihnen die Majorität rauben; denn es langten damals neue Einwanderer, meistens Westphalen aus der Umgebung von Werl, an, und zwar lauter gute Katholiken. Ein Theil der Neuangekommenen, jedoch verhältnißmäßig Wenige, ließen sich hier in der Stadt nieder; der größere Theil zog zur Laguna, wo sie auf recht gutem Boden eine neue Niederlassung, die Nueva Linea, gründeten. Als nun einige Zeit nachher auch deutsche Böhmen, die ebenfalls katholisch waren, eintraten, gewannen die Katholiken bei Weitem das Übergewicht. Die Protestanten sahen das mit nicht geringem Verdruß, und es entstand eine Spannung zwischen beiden Confessionen, wie auch häufige Streitigkeiten über Religion. Jedoch die Westphalen blieben das Wort nicht schuldig, und weil gut unterrichtet, mußten sie ihre Gegner schon zum Schweigen zu bringen.

Die hiesigen Protestanten bewarben sich dann beim Gustav-Adolphs-Verein um einen „Diener am Wort“; wirklich kam bald einer herüber. Jedoch derselbe hielt es nicht lange aus, und er hat schon seinen fünften Nachfolger gegenwärtig hier. In den letzten Jahren war auch ein aus Nordamerika kommender deutscher Methodist, Hoffmann, erschienen; allein dessen Bleiben war hier ebenfalls nicht von langer Dauer. Er hatte eine eigenthümliche Methode, den Leuten zu Entzückungen (Ekstasen) zu verhelfen und sie mit dem heiligen Geiste zu erfüllen. Nach Vorlesung der Bibel reichte er das Buch den Leuten zum Küssen. Dabei kamen ihm seine Kenntnisse, die er als gewesener Apotheker besaß, gut zu Statten. Er streute nämlich ein betäubendes Pulver in's Buch, so daß die Leute beim Küssen desselben in Ohnmacht fielen. Das verdroß die Protestanten nicht wenig. — In seinen Predigten stellte er sich selbst als lebendigen und unwiderleglichen Beweis hin, daß seine „Methode“ zur Unmöglichkeit führe, noch zu sündigen. Seine Zuhörer, ärgerlich darüber, sagten: „Der Mensch stempelt sich selbst zum Heiligen.“ — Als ihm dieses zu Ohren kam, stellte er sich in der nächsten Predigt als früheren Sünder dar. Da aber sagten seine Zuhörer: „Jetzt kommt es heraus, was er ist; früher hat er sich zum Heiligen machen wollen und jetzt bekennet er, daß er ein sauberer Patron war.“

Die Deutschen von Valdivia waren bis in die neueste Zeit hinein der Meinung, sie könnten einen Prediger ganz gut entbehren, wie denn auch ihr ganzer Protestantismus sich so ziemlich in Glaubenslosigkeit verflüchtigt hat. Indessen hat sich im vorigen Jahre doch ein Prediger ihrer angenommen. — Recht stolz, wie ich aus ihrem eigenen Munde vernommen, sind die Valdivianer auf ihre deutschen Schulen, die denn auch in der That die stärksten Stützpunkte des Protestantismus sind; ebenso pflegen sie auch durch ihre „Deutschen Clubs“ den deutschen Geist.

2. Die gegenwärtige Lage der deutschen Kolonisten in Chile.

Ich will jetzt versuchen, eine kleine Schilderung des Kolonistenlebens nach seinen verschiedenen Seiten hin zu liefern,



Deutsche Farm in Chile.

damit die Leser der „Katholischen Missionen“ einen Begriff von hiesigen Zuständen erhalten; ich werde darum nichts verschweigen, was weniger lobenswerth ist.

1. Die materielle Lage der meisten Kolonisten ist gegenwärtig derartig, daß sie sich mit ihrer zahlreichen Familie, welche sie haben, recht nett durchbringen. — Hier in Puerto Montt sind der Handel und die bedeutenderen Geschäfte fast ausschließlich in den Händen der Deutschen; noch mehr soll dieses in Osorno und Valdivia der Fall sein. — Einige dieser Kaufleute stehen im Rufe, sich ein bedeutendes Vermögen erworben zu haben. In der That ist das, wenigstens bei einigem Geschick, erklärlich, wenn man die enormen Preise berücksichtigt. Man kann im Durchschnitt rechnen, daß Alles hier zwei-, drei-, vier-, gar fünfmal so theuer ist, als in Deutschland. Die Industrie Chile's ist nämlich wegen Mangel an Arbeitskräften sehr wenig entwickelt. Fast Alles, was wir von Industrieproducten brauchen, kommt aus Europa (England, Frankreich und Deutschland) oder aus Nordamerika. Die Fracht ist schrecklich theuer, und dazu nehmen die Kaufleute ihre gehörigen Procente. Es wird daher sehr viel Geld umgeseht und noch mehr in's Ausland geschleppt; so haben uns die Engländer fast alles Silber abgenommen, und man sieht fast nur Papier, dessen Cours recht tief steht, was aber auch vielfach dem Kriege zuschreiben ist. — Die Kolonisten können jedoch auf eine schnelle Erwerbung von Reichthümern nicht hoffen; sie sind deßhalb aber auch nicht sehr zu bedauern. Natürlich hängt für den Fortgang eines Kolonisten fast die Hauptsache davon ab, ob der Mann allen Ernstes die Ausbeutung oder Verbesserung seines Terrains in Angriff nimmt und ob er die Wirthschaft, seine Frau die Haushaltung versteht. Die am besten Gestellten unter ihnen haben bis zu 100 Stück gutes Rindvieh, dazu eine gute Zahl Pferde, Schweine, Schafe u. s. w. Die Viehzucht ist natürlich hier zu Lande, wie ich schon bemerkt, die Hauptsache, während mehr nach Norden hin der Getreidebau in den Vordergrund tritt. Indessen arbeitet man doch fortwährend an der Urbarmachung des Landes, und der Ertrag dieser Ländereien mag sich bei Einzelnen schon auf 1000 Thaler belaufen. Bedenkt man nun dabei, daß die meisten Kolonisten mit leeren Händen hierher kamen, und daß sie jetzt lauter Eigenthümer sind — denn Pächter gibt es hier nicht —, so muß man gestehen, daß sich ihr Schweiß und ihre Entbehrung der früheren Jahre doch schon gelohnt hat und in Zukunft noch besser lohnen wird, wenn sie arbeiten und sparen können. Wer auswandern, aber nicht arbeiten will, mag nur da bleiben, wo er ist, denn sonst macht er eine weite Reise, um es noch schlimmer zu finden, als er es hat.

Ein Haupthinderniß des materiellen Fortschrittes ist der Mangel an Wegen und Straßen. Leider gibt es hier bisher nur Einen ordentlichen Weg, nämlich den von Puerto Montt zur Laguna, allerdings eine ungemeine Erleichterung für die Kolonisten. Denn die in der Nähe dieses Weges Wohnenden können ihre Producte leicht absetzen, wozu die Entfernteren aber den Dampfer auf der Laguna benutzen müssen. — Man erwartet daher viel von der Eisenbahn, die man hier in Puerto innerhalb fünf bis sechs Jahren zu erhalten hofft. Augenblicklich ist man mit dem Bau derselben bis Valdivia beschäftigt. — Einen Telegraphen besitzen wir schon, der uns nicht nur mit Santiago, sondern von da mit der andern Seite von Südamerika (mit Montevideo), und von da mit Europa durch den atlantischen Kabel in Verbindung setzt. Telegramme von Europa

laufen hier schon eine Viertelstunde nach bemerkter Stunde der Absendung ein, wobei man allerdings bedenken muß, daß unsere Uhr einige Stunden hinter der europäischen zurück ist. Auch das Project einer transandinischen Eisenbahn (von Santiago über die Cordilleren nach Buenos-Ayres) liegt vor und wird auch sicherlich zur Ausführung kommen¹.

Zur Besorgung unseres Verkehrs mit der Außenwelt haben wir außer der Briefpost zu Land über Osorno, Valdivia, Concepcion, bisher nur die Dampferlinie einer englischen Gesellschaft, welche zwischen Valparaiso und Puerto Montt regelmäßig fährt, aber nur mit einem Schiff. Dasselbe braucht 14 Tage für Hin- und Rückfahrt. Die Gesellschaft bietet Alles auf, um jede Concurrenz fernzuhalten, und bezahlt andere Küstendampfer, damit sie darauf verzichten, nach Puerto Montt zu fahren, und das rentirt sich noch.

Bisher genossen die deutschen Kolonisten noch zwei große Privilegien von Seiten der Regierung, um welche die Europäer sie wirklich beneiden konnten, nämlich Freiheit von Steuern und vom Militärdienst. Jetzt aber sind schon fast alle eingeschätzt und müssen neun Procent ihres Ertrages als Steuer entrichten. In Betreff des Militärs wird wohl auch bei nächster Gelegenheit die Reihe an sie kommen. Eigentlich besteht hier das Werbesystem. Aber das wird nach amerikanischer Manier gehandhabt. Wenn man, wie beim letzten Krieg, Soldaten nöthig hat, rückt einem waffenfähigen jungen Mann die Polizei in's Haus und sagt: „Folgen Sie uns, Sie sind Soldat.“ Wie gesagt, waren die Deutschen bisher damit ganz verschont geblieben. Jedoch kürzlich war Neuwahl für die Kammer der Abgeordneten, wobei die Regierung fast überall ihre Kandidaten durchsetzte. Die Deutschen in Puerto Montt aber sagten: wir lassen uns unser Wahlrecht nicht nehmen, und setzten trotz des Aufgebotes aller erdenklichen Macht von Seiten der Regierung ihren Willen durch: sie triumphirten mit ihrem Kandidaten. Hier in Puerto Montt, wo die Wahl sich entscheiden mußte, erschienen am Wahltag 150 Mann zu Pferd von der Laguna, um ihr Wahlrecht, falls es ihnen verkümmert werden sollte, mit dem Revolver zu vertheidigen. Ähnliches erfolgte bei der bald darauf stattfindenden Stadtrathswahl. Obwohl die Regierung jedes blutige Zusammentreffen vermied, so werden doch die Deutschen die kühngegebene Kampfeslust wohl damit zu büßen haben, daß sie nächstens auch zu den „unfreiwilligen Freiwilligen“ herangezogen werden.

2. Das Schulsystem Chile's scheint vorzüglich nach nordamerikanischem Muster zugeschnitten zu sein. War doch überhaupt die große Republik des Nordens hier das Ideal für manche Geseze, Einrichtungen und Anordnungen der letzten Jahre, und leider minder glücklich auf dem Gebiete der Schule. Hoffentlich wird aber die Intervention der Vereinigten Staaten zur Abschließung des Friedens, bei welcher die letzteren ihre Politik nicht gerade in's schönste Licht stellten, so daß die Vertreter Nordamerika's nach recht chilenischer Manier, d. h. mit allen möglichen Artigkeiten und Complimenten, zur Thüre

¹ In ganz jüngster Zeit wurde ein von den alten Jesuitenmissionären zu Anfang des 18. Jahrhunderts entdeckt und seither in Vergessenheit gekommener Paß durch die Anden — der sogenannte „Varicochi-Paß“ — wieder aufgefunden. Derselbe verspricht eine überaus wichtige Handelsstraße zwischen den Staaten der Argentinischen Republik und Chile zu werden. (Vgl. „Das Ausland“ Nro. 27, 1883.)

hinausgewiesen wurden; ich sage, hoffentlich wird diese Intervention etwas abkühlend und ernüchternd auf die Begeisterung für Nordamerika und seine Zustände wirken.

Das Schulgesetz hat die Staatsexamen, aber sonst volle Unterrichtsfreiheit. Die eigentlichen Staatsschulen stehen natürlich unter ausschließlicher Leitung der Regierung, welche die Lehrerseminare leitet, die Lehrer ernennt, die Schulvisitatoren ohne Zuziehung der Kirche einsetzt. Der Ortspfarrer hat aber das durch das Gesetz verbürgte Recht, Religionsunterricht zu geben. Mit Vorliebe überträgt man den Elementarunterricht an die Ordensleute und besonders an die Ordensfrauen. Jedes Mönchskloster ist verpflichtet, eine Schule zu halten, und die Damen vom heiligen Herzen Jesu haben ausschließlich die Heranbildung der Lehrerinnen in den Händen. — In den staatlichen Elementarschulen ist Alles unentgeltlich; sogar die Bücher und alles Schreibzeug wird jedem Kinde unentgeltlich geliefert. Schulzwang existirt nicht, und es wird an dem Princip festgehalten, daß die Eltern das unantastbare Recht haben, für ihre Kinder den geeigneten Lehrer zu wählen. Privat- und Hausunterricht ist daher vollständig freigegeben. Aber auch öffentliche Schulen kann Jeder, der beweist und zwar mindestens mit zwei Zeugen, daß er kein unmoralischer Mensch ist, ohne Staatsprüfung errichten¹. Nur bedarf er der Erlaubniß des Vorgesetzten der Provinz, welche jedoch einzig wegen eines gesetzlichen Grundes verweigert werden kann, was so gut wie gar nicht eintritt. — Die Gymnasialstudien sind nicht wesentlich verschieden von denen Europa's, doch sind die Realfächer viel vorwiegender. Die Erziehung und Ausbildung der Priester ist ganz ohne Rückhalt den Bischöfen oder den betreffenden Ordensobern anheimgegeben. — Gewiß hat dieses System sehr viel Empfehlenswerthes. Hier in Puerto Montt fehlt es uns Dank dieses Systems auch wahrlich nicht an deutschen und chilenischen Schulen.

Anderß aber steht es damit in der Kolonie (an der Laguna). Zunächst wohnen die Kolonisten in großen Entfernungen von einander, und dazu sind die Wege zu Fuß im Winter und besonders für Kinder kaum zu passiren, so daß es sehr schwer fällt, eine hinreichende Anzahl von Kindern zu einer Schule zu vereinigen. Jedoch ließen sich zum Theil diese Schwierigkeiten noch heben, wenn nur ein eigentliches Gemeindegewesen bestände. Politisch ist von der Regierung Alles hinreichend geordnet. Die Provinz mit den Intendanten an der Spitze zerfällt in Departemente, die von Gubernatoren regiert werden. Die Departemente theilen sich in Subdelegationen mit den Subdelegaten als Vorstehern, und dann folgen die Distrikte mit den Inspectoren. Jedoch an die communalen Einrichtungen, d. h. an die Bildung von Gemeinden, ist noch nicht die Hand gelegt. Und da die Errichtung einer Freischule Sache der Gemeinde ist, so gibt es Niemand, der sich dessen annähme.

3. Das religiöse Leben der Kolonisten in der Gegenwart und das Franziskus-Xaverius-Haus zu Puerto Montt.

Im ganzen Umkreis der Laguna bestehen gegenwärtig nur zwei Schulen: eine chilenische, die wenig zu bedeuten hat und

¹ Auch die Freischulen können auf Petitionen hin Subsidien von der Regierung erhalten, ohne irgendwie ihren Charakter einzubüßen. Der Unterrichtsplan und die Wahl der Schulbücher ist natürlich ganz den Eigentümern solcher Schulen überlassen.

augenblicklich auch ohne Lehrer ist, und eine deutsche, die zwar gemischt sein soll, aber im Grunde protestantisch ist. Die bei Weitem größere Anzahl der zahlreichen deutschen Kinder wächst daher ohne jeglichen Unterricht auf. Kinder, die nicht lesen und schreiben können, werden schwerlich das Nothdürftigste aus dem Katechismus lernen, zumal wo keine regelmäßige Seelsorge eingerichtet ist. Die überaus nachtheiligen Folgen dieses Mißstandes sind leicht vorauszu sehen. Nachdem die Eltern, welche noch einen guten Unterricht in den Elementarfächern und in der Religion aus Deutschland mitbrachten, das Zeitliche werden gesegnet haben, stehen wir nach einigen Jahrzehnten vor einer indifferenten, für alles Höhere gänzlich abgestumpften und den Sitten wie dem Glauben nach versunkenen Generation. Der Protestantismus mit seiner bloß verneinenden, zersetzenden und zerstörenden Tendenz wird dieß Verderben nur noch befördern; sind doch jezt schon unter den hiesigen Protestanten manche ganz glaubenslos, die kein anderes Evangelium kennen, als die „Kölnische Zeitung“ in der großen oder der kleinen überseeischen Ausgabe. Nur der im Princip des Protestantismus liegende Antagonismus gegen alles Katholische ist auch hier sein einziges Bindeglied. Der eigenen innern Haltlosigkeit sich bewußt, wirft sich daher der Protestantismus mit aller Kraft auf die Schulen, als das einzige Mittel, seine Existenz und sein Ansehen so viel als möglich zu retten. Das zeigt sich auch hier unter der ganzen deutschen Kolonie, Osorno und Valdivia mit inbegriffen. — Von zwei Seiten also wird das religiöse Leben des kommenden Geschlechtes bedroht: von der Unkenntniß der heranwachsenden Jugend und von der Ansteckung des sich in Glaubenslosigkeit auflösenden Protestantismus. Werden diese Befürchtungen zur Wirklichkeit — wie nicht zu bezweifeln ist, wenn nicht entgegengewirkt wird — so muß eine um so nachtheiligere Rückwirkung auf die Chilenen daraus erfolgen, als die Deutschen an Ansehen und Einfluß auf allen Gebieten wachsen. So würde denn auch die providentielle Absicht Gottes, welche das deutsche Element als einen Sauerteig in das hiesige Volk mengte, damit es eine wohlthuende Gährung in demselben erzeugte, in's gerade Gegentheil umgekehrt. — Ja der schädliche Einfluß dieser gefürchteten Zustände müßte sich von den beiden hiesigen Provinzen einigermaßen auf das ganze katholische Chile erstrecken, zumal der Liberalismus immer kühner sein Haupt erhebt. Was ist nun gegen dieses drohende Unheil bereits geschehen? Zunächst glaubte man durch Werke der Liebe sich den Weg zu den Herzen bahnen zu sollen und beschloß, deutsche Ordensfrauen von Europa herüberkommen zu lassen. Schon waren Verhandlungen eingeleitet mit den Franziskanerinnen in Heythuizen; jedoch die damalige Generaloberin der Congregation überließ diesen Wirkungskreis der in Deutschland weithin bekannten Pauline v. Mallinckrodt, Schwester des berühmten Abgeordneten Hermann v. Mallinckrodt, der Stifterin der Schwestern von der Christlichen Liebe in Paderborn. Diese sandte im Jahre 1874 ihre ersten Schwestern nach Chile, welche dann hier zunächst ein Hospital angingen und, als neue Schwestern kamen, auch ein Waisenhaus und Pensionat gründeten. In letzterem Hause werden auch die Bräute einige Wochen vor der Heirath beherbergt und in der Religion unterwiesen. Als die verstorbene Stifterin kurz vor ihrem Tode alle Klöster ihrer Genossenschaft in Amerika besuchte, traf sie auch hier ein und konnte mit Freuden das Wirken ihrer Schwestern schauen, welche schon acht Häuser mit zahl-

reichen, auch chilenischen Schwestern zählten. Jedoch blieb es immer nur halbes Werk, wenn die Mädchen zwar eine religiöse Erziehung erhielten, während die Jünglinge wild aufwuchsen. Man mußte also für die Knaben gleichfalls eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt herrichten, und dieses ist das Franziskus-Xaverius-Haus. Daselbe steht jetzt endlich fertig da und kann ungefähr 80–100 Zöglinge fassen; zudem halten wir darin eine Elementarschule. Die Lage desselben ist recht anmuthig und für den Zweck durchaus geeignet, nahe bei der Stadt an einer kleinen Bucht. Der Bau dieses Hauses hat aber alle unsere Ersparnisse und Almosen verschlungen, und so läßt die Einrichtung im Innern auch am Nothwendigsten noch zu wünschen übrig. Die äußerst geringe Pension ist kaum genügend, um den Zöglingen den Unterhalt zu gewähren. Wir setzen daher unsere Hoffnung auf die liebevolle göttliche Vorsehung, welche guten Herzen auch in Deutschland wohl eingeben wird, für dieses Werk ein Scherflein beizutragen. — Ist doch dieses Haus zunächst dazu bestimmt, deutschen Kindern die unermessliche Wohlthat einer religiösen Erziehung zu gewähren. Ja noch Höheres strebt das Haus an. Wie schon gesagt, sind in der ganzen Diözese Ancud gegenwärtig kaum 40 Priester, welche den gesammten Weltklerus ausmachen, während mindestens die 15–20fache Zahl erfordert wäre, um den religiösen Bedürfnissen zu entsprechen. Und doch gibt es hier unter dem chilenischen Volke ungemein wenig Knaben und Jünglinge, welche Lust, Befähigung und wirklichen Beruf zum Priesterthum zeigen, während sonderbarer Weise die weibliche Jugend einen unverkennbaren Zug zum Klosterleben bekundet. Die hauptsächlichsten Gründe dieses Mangels an Candidaten zum Priesterthum sind der zur Weichlichkeit und Arbeitsscheu hinneigende Charakter, die religiöse Verwahrlosung oder Unkenntniß und der Mangel an Anstalten, welche den etwa vorhandenen priesterlichen Beruf schützen und pflegen. Darum war der eben verstorbene Bischof (während ich dieß schreibe, läuft die Nachricht vom Tode des seit zwei Jahren stark kränkenden Oberhirten ein) darauf angewiesen, die Deutschen zum Priesterstande heranzuziehen. Er machte einen deutschen Priester, Herrn Christian Haus, der mit den Schwestern der christlichen Liebe als Kaplan herübergekommen war, zum Director des Priester- und Knabenseminars zu Ancud, und augenblicklich sind auch die anderen dort wirkenden Herren und Professoren lauter Deutsche, Söhne hiesiger Kolonisten und von unsern hiesigen Patres in den Gymnasialfächern unterrichtet. Wir hoffen nun zu Gott, daß das Franziskus-Xaverius-Haus unter den deutschen Zöglingen vorzüglich mit der Gnade Gottes den Beruf zum Priesterstande wecken oder doch zur Entfaltung bringen wird, damit so wenigstens allmählich dem großen Priesterangel abgeholfen werde. Die deutschen Katholiken haben es an vielen Orten bitter erfahren, was für ein Unglück der Priesterangel ist, und doch haben die am ärgsten verwaisten Diözesen noch die verhältnißmäßig zehnfach größere Zahl von Priestern als wir hier. Dort fehlt es nicht an Anstalten noch an Erziehern, wenn auch diese gesperrt, jene geschlossen sind. Sollte nicht der liebe Gott, wenn uns hier die deutschen Katholiken zur Gründung von Erziehungsanstalten durch Almosen unterstützten, ihnen dafür die Gnade geben, daß ihre Priester wieder frei erzogen werden und ungehindert wirken

könnten? — Wenn unsere hiesigen deutschen Kolonisten aus ihren eigenen Reihen Priester und Missionäre hervorgehen sehen, kann die Erhaltung und Förderung des Katholicismus hier als gesichert betrachtet werden. Einstweilen sind freilich die Deutschen in Betreff des regelmäßigen Gottesdienstes wohl besser gestellt als die Chilenen; nicht nur weil seit der Ankunft neuer Patres im vorigen Jahre jeden Sonntag in einer Kapelle wenigstens Gottesdienst ist, sondern auch weil die näher wohnenden Kolonisten gern hinausreiten und meistens ziemlich leicht und häufig nach Puerto Montt kommen. — Aber damit ist für die 2–3000 an der Laguna zerstreut lebenden Deutschen verhältnißmäßig sehr wenig geschehen, zumal die eigentliche Seelsorge nach demselben System wie bei den Chilenen besorgt wird. Auch die Deutschen haben ihre FISCAL wie die Chilenen und halten an den Sonntagen ihren Laiengottesdienst, und rings um den See herum gibt es Kapellen. Mehrere Kolonisten haben sogar aus eigenen Mitteln auf ihrem Hofe Privatkapellen gebaut. Kommt ein Pater auch während der Woche hin, so versäumt Niemand, der nicht nothwendig das Haus hüten muß, die heilige Messe, und es ist ein Festtag. — Neulich brachte ich sechs Tage auf diese Weise zu in der westphälischen Ansiedelung Nueva Linea (Neue Linie genannt), allerdings dem besten Orte der Kolonie. Ich gab eine kleine Mission, worin Alle zu den Sacramenten gingen. Dort gibt es keine Protestanten. Die heilige Messe kann an den Sonntagen höchstens um zehn oder elf Uhr beginnen, denn bis dahin haben fast Alle mit dem Melken der Kühe zu thun. Diejenigen, welche beichten wollen, müssen sich natürlich früher einstellen. Und doch kommen die Leute oft Stunden weit durch den Urwald, die Mehrzahl zu Pferd, aber doch auch einige zu Fuß, und zwar nüchtern, hören die heilige Messe und communiciren während derselben. Nach ihrer Beendigung ist es mindestens zwölf Uhr, manchmal ein Uhr. Nach der heiligen Messe steht an der einen Seite der Kapelle die lange Reihe der gesattelten Pferde und an der anderen Seite die Kolonisten. Der Pater muß nun an Allen vorbei, womöglich Jedem die Hand drücken und ihm ein Wörtchen sagen. Ist die heilige Communion zu einem Kranken zu bringen, so begleiten fast Alle den Priester. — Mit den Alten, welche noch von Europa herübergekommen sind, steht es in religiöser Hinsicht so schlecht nicht, obwohl keineswegs alle gleich gut sind. Doch am Nachmittag kommen dann die Kinder zum Katechismus, und da tritt die schwache Seite hervor: die armen Kinder wissen nichts! Aber könnten die Eltern dieselben denn nicht unterrichten? Manche könnten es allerdings, schwerlich aber die Mehrzahl. Allein thatsächlich geschieht es nicht, weil die Eltern solches in Europa weder gesehen, noch gethan haben. Und dann nimmt die ganze Besorgung des Hofes, die schon viel mehr Arbeit fordert, als die Leute zu leisten vermögen, ihnen die Zeit und Lust zum Unterrichten hinweg. — So viel unsere schwachen Kräfte diesem Mangel abzuhelpen vermögen, soll mit der Gnade Gottes im Hause des hl. Franziskus Xaverius, dem großen Patron der äußeren Missionen, geschehen. Die Eröffnung und feierliche Einweihung desselben erfolgte am Feste des seligen B. Canisius (am 27. April), unter dessen Schutz ja auch in Deutschland zur Beförderung eines christlichen Unterrichtes so viel gearbeitet wird. Möge Gott unser Bemühen segnen!

Eine Reise im Lande der Jakobiten.

(Nach den Mittheilungen des hochw. P. Galland O. P. — Schluß.)

Kommen wir nun zu den geistlichen Bedürfnissen der Katholiken von Azel. Die kleine Herde ist ohne Hirte; das fühlt sie und beklagt es fortwährend. Zwar gibt es hier einen Priester, der jüngst erst selber zum katholischen Glauben zurückgekehrt ist; auch hat derselbe gewiß seine trefflichen Eigenschaften. Er führt ein geordnetes Leben; seine Haltung, sein Benehmen, seine Reden bekunden einen Grund tief religiösen Glaubens und priesterlicher Würde; er erträgt mit Muth und Anstand seine persönliche Armuth, seine Vereinsamung und die Verfolgungen der Feinde, deren Hauptzielscheibe er ist; allein es wäre ein wahres Wunder, wenn dieser gute Mann ein Prophet im eigenen Lande sein könnte. Dieser Missionsposten erheischt eine Loschälung von allem Irdischen, wie sie nur immer möglich, dazu ein Ordnungsg- und Verwaltungstalent, das weit über das Gewöhnliche hinausgeht. So lange ein Mann mit solchen Eigenschaften an der Spitze dieser Gemeinde vermisst wird, kann dieselbe zwar fortleben, aber nicht blühen. Im entgegengesetzten Falle würde sich hier bald christliches Leben entfalten, die Gemeinde würde bald erstarken und durch ihre moralische Überlegenheit selbst ihren Gegnern Achtung und Zuneigung abnöthigen. — Außer diesem Hauptbedürfnisse gäbe es noch einige minderere Bedeutung, denen jedoch durch einen geeigneten Seelsorger bald von selbst abgeholfen werden könnte. Dahin wäre zu rechnen: der Bau einer Kirche, die Eröffnung und der Unterhalt einer Schule und Ähnliches. Die göttliche Vorsehung, welche ja die Armuth nie im Stiche läßt, wird auch hier helfen.

Sehen wir uns nun die heutigen Jakobiten Azels etwas näher an. In Folge der Bekehrungen, die ihre Machtstellung bedrohen, befinden sie sich in einer gewissen gereizten Stimmung, hier sowohl, wie in Diezire. Nicht so sehr die Zahl der bereits vorhandenen Katholiken, als vielmehr die Gefahr, daß dieselben viele Andere zu sich hinüberlocken, die Möglichkeit einer allgemeinen Bewegung zum Katholicismus macht ihnen Sorge. Allein trotz allen Hasses und aller Verfolgungen vermögen sie die Bewegung nicht aufzuhalten. Je nach der Stellung, welche

die Bewohner von Azel den Katholiken gegenüber einnehmen, lassen sie sich in verschiedene Gruppen einteilen. Wir wollen dieselben kurz durchgehen.

An erster Stelle verdient hier die schismatische Geistlichkeit genannt zu werden, die sich aus vier Priestern zusammensetzt. Sie waren nach orientalischem Brauche zunächst verpflichtet, uns einen Besuch abzustatten. Doch die Geistlichen von Azel dispensirten sich von dieser unabänderlichen Regel, Einen aus-

genommen, der uns mehr als einmal aufsuchte und unser bester Freund wurde. Es ist dieß ein Unglücklicher, der sich bekehrt hatte, aber durch die Verfolgung wieder zum Falle gekommen war. Durch Alter und Krankheit gebrochen, des Augenlichtes beraubt, dabei von Gewissensbissen gequält, vermag er sich immer noch nicht von den Fesseln des Irrthums wieder loszumachen. Jedermann in Azel weiß, daß er dem Herzen nach dem katholischen Glauben angehört, und daß er seine Messe nach katholischem Brauche feiert. Er bringt sogar seine meiste Zeit damit zu, den katholischen Glauben, besonders die Oberhoheit und Unfehlbarkeit des römischen Papstes, gegen die Angriffe seiner Landsleute öffentlich zu vertheidigen. Er gesteht selbst sein Gebahren als sündhafte Schwäche ein, erkennt sogar in seiner Erblindung eine Strafe Gottes für seine Sünde an. Aber trotz alledem rechnen die Jakobiten ihn zu den Ihrigen, und (was weit trauriger ist) sie führen ihn als solchen in ihren amtlichen Listen auf; er hingegen will diesen Titel



Ein schismatischer Priester von Azel.

nicht preisgeben, solange Gefahr vorhanden, daß die ehemaligen Verfolgungen wieder hereinbrechen. Traurige Menschenfurcht! Dieser unglückliche Mann, der seine Schwäche einsieht und bekennt, der die Wahrheit der katholischen Religion anerkennt, läßt sich auf keine Weise von der Überzeugung abbringen, er habe das Recht, in dieser eigenthümlichen, entehrenden, Gott und der Wahrheit zuwiderlaufenden Lage zu verbleiben. Unsere Anwesenheit hat einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth ausgeübt. Trotz seiner unverzeihlichen Schwäche konnten wir nicht umhin, eine große Freimüthigkeit und Reife des Urtheils, eine edle und der Wahrheit zugängliche Seele in ihm anzuerkennen. Möge er doch

bald den Weg finden, der ihn wieder zum Ruhme seiner früheren Opfer zurückführe; er dürfte ein Muster, eine Stütze und ein Trost der Katholiken von Azeß werden.

In Bezug auf die drei übrigen jakobitischen Priester können wir uns kurz fassen. Einer ist ein durchaus friedfertiger Mann, dem man kaum etwas nachzusagen weiß. Jedenfalls hat er sich um die Fortschritte des Katholicismus bis in seine eigene Familie herein nie viel bekümmert. Mit seinen beiden Amts- genossen verhält es sich freilich ganz anders. Diese sind die Bannerträger ihrer Secte. Nach dem Urtheile ihrer eigenen Leute gilt der eine als ein wahrer Gelehrter, ja als der erste des Landes. Er hat die altkyrischen Bücher studirt, besitzt seine Bibel und sein „Bar-Saba“; besonders sichert ein gewisses Rednertalent ihm die Achtung der Seinigen. Auch versteht er etwas von Arzneikunde, was ebenfalls nicht wenig zu seinem Gelehrtenruhm beiträgt. Er hält vor seinen Leuten Reden gegen den katholischen Glauben und hat dabei Takt genug, ja keinen persönlichen Haß, der sein Ansehen abschwächen könnte, durchblicken zu lassen. Ganz anders verhält es sich mit dem dritten Geistlichen, welchen man wohl als den leidenschaftlichen Vertreter und blinden Vorkämpfer der hiesigen Jakobiten bezeichnen kann. Ihm besonders ist unser Aufenthalt in Azeß unerträglich. Er hat uns sogar die Ehre angethan, uns von der Kanzel herab als Teufelspriester und Diener des Antichrists zu feiern.

Kommen wir nun zu der Laienwelt. Der Geist der vier Priester scheint sich gleichsam auf sie vertheilt zu haben. Viele gehören dem Herzen nach bereits dem katholischen Glauben an. Gegen 40 Familien warten nur auf den günstigen Augenblick des öffentlichen Übertrittes. Ihr Haupt ist jener unglückliche Geistliche, dessen wir an erster Stelle gedachten. Es sind einfache, gerade, aber zugleich furchtsame Seelen. Möge bald der Triumph der Wahrheit ihre Furcht verschrecken! Nach dieser ersten Gruppe kommt eine andere, die sich nach dem Muster des zweiten Geistlichen aus Solchen zusammensetzt, welche die Wahrheit nicht kennen, dabei sich aber vollständig beruhigt fühlen. Sie scheinen selbst zwischen Katholicismus und Jakobitenthum keinen sonderlichen Unterschied wahrzunehmen und wundern sich, daß man um dieses Unterschiedes willen so viel Aufhebens macht. Auf diese folgt eine Abtheilung wahrer Jakobiten, der Anhang des Gelehrten von Azeß. Die eigene Erfahrung hat uns gezeigt, daß sie wirklich den Namen von Gemäßigten verdienen. Sie suchten uns häufig auf, zeigten sich auch sehr wißbegierig und vertraulich, leicht zu überführen, aber nicht leicht zu überzeugen. Schließlich kamen sie fast immer wieder auf ihre ersten bereits aufgegebenen leeren Behauptungen zurück. Diese Einwürfe sind weiter nichts, als traurige Verleumdungen von Seiten der Irrelehrer. „Der römische Patriarch (so nennen selbst die hiesigen Häretiker den Papst), der römische Patriarch,“ sagen sie, „kann nicht mehr als der Nachfolger des hl. Petrus und der Stellvertreter Jesu Christi angesehen werden, da er sich zum Herrn über das Evangelium macht, allen Gläubigen die Beichte auferlegt, sich selbst aber von dieser Pflicht ausnimmt, und zwar unter dem Vorwande persönlicher Sündenlosigkeit. Er spricht Todte von ihren Sünden los, er hat das Bezahlen der heiligen Messe erfunden“, und andere Lächerlichkeiten, die aber doch zu gelegener Zeit ihre Dienste leisten.

Nicht weniger ungereimt, aber bei dem Volke keineswegs wirkungslos, ist der Einwurf: „Der Patriarch von Rom hat unsere Väter Eutyches, Dioskorus, Jakob Baradaï, Barsuma aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, und die Katholiken

verurtheilen deshalb alle jakobitischen Bischöfe; wie können wir uns nun mit ihnen vereinigen, um in dieses Verdammungsurtheil unserer Väter einzustimmen?“

Das wäre die Gruppe der Gemäßigten. Es erübrigen noch die Fanatiker und Heißsporne. Nach dem Lärm zu urtheilen, den diese Menschen verursachen, sollte man sie für außerordentlich zahlreich halten; dem ist aber gar nicht so; sie bilden die bedeutende Minderheit. Freilich sind die Mitglieder dieser Minorität meist einflußreiche und durch ihren Reichtum und Ehrgeiz angesehene Leute. Ihnen stehen einige „Gelehrte“ zur Seite, die zwar kaum lesen und schreiben können, die aber dabei vermeinen, allen Geist und alles Recht gemiethet zu haben. Stolz und Pharisäerthum: das sind die beiden Unterscheidungs- male dieser Abtheilung. Sie sind ihre eigenen Lehrmeister in Glaubenssachen; selbst die heilige Schrift verstehen sie auf eigene Faust, eine Erklärung scheint ihnen hierin überflüssig für Jeden, der selbst lesen kann. „Ich bin kein Chemmar,“ erklärte uns einer ganz einfach, „ich lese das Evangelium nicht in der Kirche; Gott hat mir die Gnade verliehen, Alles klar in der heiligen Schrift zu schauen, und kein Mensch soll mich belehren, was darin steht.“ Wir hatten mehrmals Gelegenheit, mit dieser Sorte Jakobiten zu verkehren. Die Leute sind vollständige Protestanten, ohne es zu wissen.

Ihre Vorwürfe gegen die katholische Kirche sind voll Heuchelei und Pharisäismus. Alles wird mit viel Haß und Erbitterung vorgebracht. Die Hauptschwierigkeit, über die sie dabei nicht hinauszukommen vermögen, bildet das Fasten. „Der Papst hat an dem alten Fastengebote gerüttelt, deshalb ist er der Antichrist! Die Katholiken haben einen Theil der Fasten, die von den Aposteln herrührten, sowohl was Dauer wie Strenge angeht, aufgegeben — deshalb haben sie das Recht auf den christlichen Namen eingebüßt; denn Religion ist Fasten, Evangelium ist Fasten, Christenthum ist Fasten! Alle Verbrecher finden Gnade bei Gott, Mörder, Räuber, Ehebrecher: nur nicht die Übertreter des Fastengebotes, nur nicht jene Seelenhirten, welche ihre kranken Untergebenen von dem unauflöslichen Fastengebote freisprechen, nur nicht jene Gläubigen, die solche Dispensen erbitten oder annehmen. Gott selbst kann keinen Kranken gesund machen, der die Fasten nicht beobachtet, wohl aber einen Sterbenden, der dem Fastengebote treu bleibt.“

In diesem wie in manch anderem Punkte muß man die Erziehung dieses Volkes von Anfang an beginnen. Wie viel Klugheit, Geduld, Nachsicht (besonders in Bezug auf unschädliche und rechtmäßige Gebräuche) hierbei angewandt werden muß, brauche ich des Weiteren nicht auseinanderzusetzen. Die Katholiken von Azeß werden redlich dazu beitragen, die Vorurtheile gegen den katholischen Glauben zu vermindern, da sie eine religiöse Ehrfurcht gegen das Fastengebot beibehalten haben und sich dessen Übertretung sehr hoch anrechnen.

Hiermit hätten wir unsere flüchtige Musterung der verschiedenen Volksklassen von Azeß beendet. Und was ist nun wohl das Gesamtergebnis unserer Untersuchung? Ich glaube, man kann es kurz folgendermaßen zusammenfassen: Das Jakobitenthum dieser Ortschaft führt nur mehr ein kümmerliches Dasein. Azeß ist im Kleinen ein Bild der Jakobiten im Allgemeinen. So ziemlich allenthalben, wo sie sich in einiger Anzahl finden, stößt man auf die gleichen Elemente. Hier der Todes Schatten der Unwissenden und Verblendeten; dort die schöne und festbegründete katholische Auctorität, welcher im Glauben erstarrte Seelen in aller Einfalt des Herzens folgen;

ihr gegenüber die freie Forschung, die unabhängige Moral und das englische oder amerikanische Geld der Protestanten. — Es ist merkwürdig: alle herrschsüchtigen und stolzen Elemente des Jakobitentums neigen zum protestantischen, alle guten, einfachen, dem Evangelium wahrhaft entsprechenden dem katholischen Glaubensbekenntnisse zu.

Aus dem Bisherigen lassen sich wohl einige Schlüsse in Bezug auf die Zukunft der jakobitischen Völkerstämme ziehen. Weder die katholische noch die protestantische Bewegung wird wieder zum Stillstand kommen. Haben die alten Irrlehren einmal angefangen, sich einem neuen Joche zu fügen, so ist es um sie geschehen; es fehlt ihnen die Kraft des Widerstandes. Je mehr wir Katholiken uns diesen Leuten nähern, je besser wir sie kennen lernen, um so mehr werden wir sie für unsern Glauben gewinnen. Mögen dann die Aufgeklärten, Schwächer und Selbstgefälligen immerhin dem Protestantismus zulaufen, wir werden den bessern Theil erwählen und wahrscheinlich auch den größern. Hier wird sich einmal wieder jene im Tempel zu Jerusalem über den Gottmenschen, das Zeichen des Widerspruchs inmitten der Völker, ausgesprochene Prophezeiung erfüllen: „ut revelentur ex multis cordibus cogitationes“ — „die Gedanken mancher Herzen werden offenbar werden.“

Nun haben wir Ngef, Dank unserm dreiwöchentlichen Aufenthalte, gründlich studirt. Seine Umgebung haben wir nur im Vorübergehen eines Blickes gewürdigt. Wir wollen deshalb von dem Versäumten hier Einiges nachholen. In Esphes und Midbo, zwei bedeutenden Ortschaften, 1—3 Meilen von Ngef entfernt, fanden wir einige Spuren von Katholicismus. Die Leute waren sehr geneigt, selbst mehr noch als in Ngef, unsern heiligen Glauben anzunehmen. In andern Ortschaften (in der Richtung auf Nardin zu) kannte man denselben kaum dem Namen nach. Dabei schienen die Leute jedoch durchaus offenerzig und empfänglich für die Wahrheit. Eines besonders fiel

mir auf. Die Bewohner von Djebel-Tur sind wirklich um ihr Seelenheil und die Befriedigung ihrer geistigen Bedürfnisse besorgt. Überall baten sie uns (freilich nicht als katholische Priester), sie zu unterrichten und die Stelle ihrer pflichtvergessenen Geistlichen einzunehmen, welche sich durch ihre Habsucht zum Gegenstand der allgemeinen Verachtung gemacht haben. Man zählte uns mehrere Ortschaften unfern von Ngef auf, die vollständig ohne geistliche Hilfe sind, wo man den Missionär wie einen Gottesgesandten aufnehmen würde. Ja man nimmt ihn nicht bloß mit offenen Armen auf, man sucht ihn zu behalten, man fleht, er möge bleiben, sich einrichten, man bietet ihm großmüthig Wohnung und Nahrung und — was die Hauptsache ist — die Leitung der Seelen an. Wir kamen durch einen solchen Ort und konnten uns von der Wahrheit dieser Aussagen überzeugen. Leider war es uns unmöglich zu bleiben; wir gaben den guten Leuten aber das Versprechen unserer Rückkehr. Ob wir nun selbst oder Andere unser Versprechen lösen werden, das bleibt dem lieben Gott überlassen. So viel aber steht fest: wer diesen Posten erhält, darf des Erfolges gewiß sein. Mit Einem Worte: in Djebel-Tur eröffnet sich der katholischen Kirche ein neues Arbeitsfeld. Erforscht ist dasselbe, auch hat die Arbeit auf dem wichtigsten und schwierigsten Punkte, in Ngef, bereits begonnen; mögen sich also die Arbeiter rüsten, die das Begonnene fortsetzen, befestigen und der Vollendung entgegenführen. Es handelt sich um eines der wichtigsten und zuverlässigsten Unternehmen. Die bloße Anwesenheit einiger Missionäre wird zweifelsohne Vielen den Weg der Rückkehr zur katholischen Kirche bahnen; ja die Anwesenheit eines einzigen, und mag er noch so mittellos dastehen, würde eine Wohlthat für die ganze Bevölkerung sein. Er würde bald die Herzen gewinnen, der katholischen Kirche neue Kinder zuführen, ihr da Vertheidiger werben, wo sie seit langer Zeit nur Feinde oder verlorene Söhne zählte.

Siam, seine Apostel und Märtyrer.

(Schluß.)

5. Der König von Siam den Christen günstig.

Um diese Zeit, als Msgr. de la Mothe und Msgr. Pallu sich in schwerer Besorgniß um das Fortbestehen ihrer Mission trennten, hörte der König von Siam, Phra-Chao-Samphual, so viel Rühmliches über die französischen Bischöfe und ihre Missionäre, und namentlich, daß sie seinen kranken und gefangenen Unterthanen so viel Gutes erwiesen hätten, daß er neugierig wurde und diese fremden Glaubensboten kennen zu lernen wünschte. Er sandte ihnen daher die Aufforderung, in seinem Palaste zu erscheinen. Mit großer Freude und unter heißem Flehen zu Gott für den glücklichen Verlauf dieser ersten Audienz folgte Msgr. de la Mothe der Einladung und begab sich, von seinen Missionären begleitet und von königlichen Dienern geführt, in feierlichem Aufzuge zum Palaste des Königs. Derselbe empfing sie in Privataudienz. Obgleich dieser wirklich großherzige und edle Fürst bei jedem öffentlichen Auftreten nur mit der größten Pracht erschien, so ließ er doch bei Privataudienzen alle jene pomphaften Ceremonien und kleinlichen Vorschriften des Niederknieens u. s. w., welche den Zutritt zu den meisten asiatischen Herrschern so sehr erschweren, wegschaffen und verkehrte in ganz freundschaftlicher und einfacher Weise

mit den Fremden. Bei aller Herablassung aber verlor er nichts von seiner wirklich königlichen Würde und Hoheit. Er liebte seine Unterthanen wie ein Vater und wurde von ihnen ebenfalls fast bis zum Übermaß geliebt und verehrt. Denn obgleich er, wie die meisten Könige in Siam, nur durch Ermordung seines Vorgängers auf den Thron gelangt war und sogar seine beiden Brüder, weil sie ihn zu stürzen suchten, hatte hinrichten lassen, so war er doch nach seiner Thronbesteigung keineswegs ein grausamer oder harter Fürst, vielmehr gütig und wohlwollend gegen Jedermann. Alle Ausländer waren seines Schutzes und seiner Gunst gewiß, und deshalb strömten sie auch aus allen Welttheilen in großer Zahl herbei. Seine Seehäfen waren wegen des einträglichen Handels mit Siam voll von Schiffen aller Nationen. In der Hauptstadt Juthia selbst hörte man so viele Sprachen, sah man die Trachten so vieler Nationen der Erde, daß es schien, als sei es die Weltstadt und der Mittelpunkt des Handels für den ganzen Erdkreis.

Msgr. de la Mothe und seine Missionäre kannten vom Hörensagen die edle Gesinnung des Fürsten und erschienen daher vor ihm nicht bloß ohne Furcht, sondern auch mit freudiger Hoffnung. Der König hieß sie mit gewohnter Freundlichkeit

willkommen. Msgr. de la Mothe dankte seinerseits in siamesischer Sprache dem König für die gnädige Erlaubniß, in seinen Staaten wohnen und vor ihm erscheinen zu dürfen. Der König war sehr erstaunt, als er den Bischof siamesisch sprechen hörte, während alle anderen Fremden sich eines Dolmetschers bedienten. Freudig rief er seinem Dolmetscher zu: „Fort! fort! hinaus! Diese reden ja meine eigene Sprache!“ — Dann lud er den Bischof und seine Begleiter zum Sitzen ein und begann, mit ihnen sich zu unterreden. Er stellte viele Fragen über die Ausdehnung Frankreichs, über seinen Handel und seinen Reichtum. Auch nach dem Charakter der französischen Nation und ihres Fürsten, König Ludwigs XIV., erkundigte er sich eingehend. „Aber,“ so fragte der König nun, „wozu seid Ihr denn hierhergekommen, wenn Ihr keinen Handel treibt?“

— „Um das Evangelium, die wahre Religion Jesu

Christi, zu verkünden“, erwiderte der Bischof. „Wie!“ rief der König, „glaubet Ihr denn wirklich, daß die Religion, die Ihr predigt, besser sei als jene, welche die Siamesen bekennen?“ — „Darüber, mein König,“ versetzte Msgr. de la Mothe, „magst Du selbst urtheilen, wenn Du mir erlaubst, Dir diesen Glauben zu erklären.“ — Nun trug der Bischof die

Hauptwahrheiten des Christenthums vor und entwickelte die Grundlehren und Vorschriften der christlichen Sittenlehre. Er erzählte dem König in leb-

hafter Schilderung das Leben, die Wunder und den Tod Jesu Christi, und daß er seinen Aposteln und Nachfolgern dieselbe Macht ertheilt habe zu lehren und zu heilen.

Als der König, der aufmerksam gelauscht hatte, dieß hörte, rief er aus: „Wohlan! Wenn dem so ist, wie Ihr saget, dann erslehet mir von Euerm Gott die Heilung meines Bruders, der schon seit mehreren Jahren an allen Gliedern gelähmt ist. Wenn Ihr mir diesen handgreiflichen Beweis von der Wahrheit Euerer Religion liefert, dann will ich mit meinem Volk diese Religion gerne annehmen.“ — „Mein König,“ erwiderte der Bischof, „wir sind nicht so heilig wie die Apostel Jesu Christi, und wir verdienen es nicht, daß Gott unser

Gebet erhöhe. Aber da Du, mein König, versprichst, die christliche Religion anzunehmen, wenn Dein Bruder geheilt wird, so hoffe ich mit demüthigem Vertrauen, daß Jesus Christus Dir, mein König, und Deinem Volk zu lieb das Wunder erneuern werde, das Er selbst zu Jerusalem an einem gichtbrüchigen Manne gewirkt hat. Aber ich rechne fest darauf, daß Du das Versprechen halten wirst, das Du soeben gemacht hast, und im Vertrauen auf Dein königliches Wort will ich jetzt mit allen meinen Christen zu Gott beten, um von ihm die gewünschte Heilung zu erlangen.“ — Durch diese vertrauensvollen Worte des Bischofs ward der König tief bewegt. Er erhob sich, reichte Msgr. de la Mothe die Hand und ent-

ließ ihn und seine Begleiter mit allen Zeichen der größten Freundschaft.

Aus dem Palaste zurückgekehrt, rief der Bischof sogleich alle seine Gläubigen in die Kapelle zusammen und verkündete der überraschten und athemlos lauschenden Gemeinde das Verlangen und auch das Versprechen des Königs. „Geliebte Brüder,“ so schloß der Bischof seine Anrede, „ich bitte Euch bei der Liebe und dem Blute Jesu Christi, vereinigt Euch mit mir und Eueren Missionären, und laßt nicht nach, mit Waschen, mit Fasten und mit Beten den Himmel zu bestürmen; werdet nicht müde, Tag und Nacht mit uns zu den Füßen Jesu Christi auf den Knieen zu liegen, bis daß Er, durch Eure Gebete und Thränen



Msgr. Pallu, Bischof von Heliopolis.

gerührt, uns diese für die Verbreitung seines heiligen Glaubens so unendlich wichtige Gnade geschenkt hat.“

Nach dieser kurzen feurigen Ansprache setzte der Bischof das allerheiligste Sacrament auf dem Altare aus. Dann warf er sich mit den Missionären an den Stufen desselben zum Gebete nieder. Die Christen, auf's Tiefste erschüttert durch das, was sie eben gehört hatten, wurden von solch außerordentlichem Eifer und so glühender Andacht erfüllt, daß der Finger Gottes unverkennbar war. Sie warfen sich auf die Kniee, hoben die Hände zum Himmel empor oder lagen ausgestreckt auf ihrem Angesicht. Neumüthigen und demüthigen Herzens schlugen sie an ihre Brust und bekannten laut ihre

Anwürdigkeit, von Gott erhört zu werden. In der kleinen Kapelle hörte man rings nur Beten und lautes Schluchzen. Alle flehten vereint um die Bekehrung des Königs und um die Heilung seines Bruders. Drei Tage und drei Nächte verzehrten die Christen im Gebete, und das Fasten, das sie sich auferlegt hatten, hielten sie so streng, daß nur wenige, welche beinahe ohnmächtig wurden, sich durch die Bitten des Bischofes bewegen ließen, die Kapelle auf kurze Zeit zu verlassen, um ein wenig Nahrung zu sich zu nehmen.

Siehe da, am Ende der dritten Nacht, bei Sonnenaufgang, stürzten mehrere königliche Beamte in die Kapelle, drängten sich mit ungestümmter Eile durch die knieende Menge bis zum Altare und brachten dem Bischof mit größter Überraschung und Freude vom Könige die Nachricht, daß der Prinz seine Glieder neu belebt fühle und daß er ohne Schmerzen Arme und Beine frei bewege, was er schon seit vielen Jahren nicht mehr gekonnt. Auf diese frohe Kunde warfen sich der Bischof, die Missionäre und alle Christen abermals auf die Kniee und dankten Gott mit überströmendem Herzen für die Erhörung ihrer Bitte. Dann wurde das heilige Sacrament wieder in den Tabernakel gesetzt. Der Bischof aber wandte sich feierlich an die königlichen Beamten und sagte ihnen mit lauter Stimme, so daß alle Anwesenden ihn verstehen konnten: „Gehet und saget dem König von mir diese Worte: Mein Fürst, Gott hat auf das Gebet seiner wahren Kirche und seiner echten Anbeter Dir die Gnade, die Du verlangt hast, zum Theile verliehen. Wenn Du, o König, nun auch Dein Versprechen hältst, so bin ich überzeugt, daß Gott dem Prinzen die volle Gesundheit zurückgeben wird. Wenn Du aber Dein gegebenes Wort brichst, dann fürchte den gerechten Unwillen des allmächtigen Gottes, der Deinen Bruder in die frühere Krankheit zurückfallen lassen wird.“

Die königlichen Beamten entfernten sich voll Ehrfurcht und berichteten dem König getreulich die Worte des Bischofs. Als der König sie vernommen, war er sehr betroffen und bewegt und schien mehrere Tage lang im höchsten Grad beunruhigt und nachdenklich. Er ließ den Bischof noch mehrmals zu sich rufen, um sich allein mit ihm zu unterreden. Er gab ihm auch die unzweideutigsten Beweise der Achtung und Verehrung, welche ihm das wunderbare Ereigniß für das Christenthum eingestößt hatte. „Aber,“ sagte er, „bevor ich selbst Christ werde, muß ich weise Vorkehrungen treffen und viele Vorichts-

maßregeln ergreifen. Denn ein so auffallender Schritt von meiner Seite könnte schlimme Folgen haben und mein Reich in die größte Verwirrung stürzen.“ Zugleich bot der König dem Bischof reiche Geschenke an. Msgr. de la Mothe schlug sie aus, indem er sagte: „Mein Fürst, Jesus Christus hat seinen Dienern befohlen, unentgeltlich zu geben, was sie unentgeltlich von ihm empfangen haben. Um Deiner Seele willen, nicht wegen Deiner Geschenke, haben wir zu Gott gebetet.“ Als der König ihn aber drängte und sich erbot, dem Bischof wenigstens ein eigenes Missionshaus zu erbauen, so glaubte Msgr. de la Mothe dieses um der Christen willen und um den König nicht zu beleidigen, annehmen zu müssen.

Der König war hoch erfreut, als der Bischof ihm dieß erklärte, und that nun seinerseits viel mehr, als er versprochen.

Als er nämlich von seinen Hofleuten erfuhr, der Bischof möchte gern ein Seminar zur

Ausbildung einheimischer Priester erbauen, schenkte er ihm ein großes Stück Land neben der Kolonie der Cochinchinesen. Schon am andern Tage kamen königliche Schiffe mit Bauholz und Backsteinen und zahlreiche vom König bezahlte Arbeiter, um die beiden Gebäude aufzuführen. Zuerst ließ der Bischof neben der Kapelle eine Sakristei erbauen, um vor Allem die Kirchengeräthe und die Bücher unterzubringen. Dann wurde das Missionshaus und das Seminar in Angriff genommen. Es wurde eine sechs Fuß hohe Terrasse aus dicken Backstein-Mauern aufgeführt, um den Platz gegen die alljährlich wiederkehrenden Überschwemmungen des Flusses zu schützen. Das erste Stockwerk war ganz aus Backsteinen, darüber ein zweites aus Holz. Hier wurde die Kapelle des Seminars und ein großer Saal eingerichtet. Neben dem Mis-

sionshaus wurde auch ein Kirchhof abgesteckt und mit hohen Mauern umgeben, damit man dort auch zur Zeit der Überschwemmungen die Leichen in die Erde senken könne. Diesen ganzen Häusercomplex nannten die Missionäre „die Kolonie des hl. Joseph“. Einmal aus Dankbarkeit gegen diesen großen Heiligen, dessen Fürbitte sie den großen Erfolg zu verdanken glaubten; dann aber auch, weil, wie die cochinchinesischen Christen sagten, ihr berühmter Apostel, der Pater de Rhodes S. J.¹, am Feste des hl. Joseph ihr Land zuerst betreten und diesen Heiligen zum Patron der cochinchinesischen Mission erwählt hatte.



Msgr. de la Mothe, Bischof von Vercyhus.

¹ S. Rhodes, Missionsreisen in China, Tonkin, Cochinchina und andern asiatischen Reichen. Freiburg, 1858.

So war nun die erste Missions-Station in Siam fest begründet, nachdem Msgr. de la Mothe und seine Missionäre sechs Jahre unverbrochen gebetet, gearbeitet, entbehrt und gelitten hatten. Für dieses Werk hatten Msgr. Cotelendi und mit ihm noch fünf andere Missionäre ihr Leben schon auf der Reise Gott zum Opfer gebracht, und Msgr. Pallu zum zweiten Mal eine Reise von mehr als 12 000 Meilen voll Gefahren und Entbehrungen unternommen. Gottes Segen ruhte sichtbar auf der neuen Mission. Die Zahl der Katechumenen wuchs von Tag zu Tag. Selbst ein angesehener Talapoin oder buddhistischer Mönch bekehrte sich zum Christenthum. Trotz der vielen Hindernisse, welche seine Klostergenossen ihm in den Weg legten, öffnete er sein Herz der Wahrheit, empfing von der Hand des Msgr. de la Mothe die Taufe und erklärte sich überall offen als Christen. Höchst selten geschieht es, daß einer dieser Götzpriester seinem einträglichen Aberglauben entsagt; aber je seltener solche Bekehrungen sind, desto größer war bei dieser Gelegenheit die Freude der jungen Christengemeinde.

Um dieselbe Zeit wurde von den königlichen Schiffen ein cochinchinesisches Fahrzeug aufgegriffen und dessen ganze Besatzung als Spione in's Gefängniß geworfen. Der Bischof hörte davon und ging sogleich hin, besuchte und tröstete sie im Kerker. Nachdem er sich von ihrer Unschuld überzeugt hatte, verfügte er sich zum König und erbat ihre Freilassung. Mit Freuden gewährte der König die Bitte. Als nun Msgr. de la Mothe selbst die gefangenen Cochinchinesen aus dem Kerker führte, zog ihm die ganze cochinchinische Kolonie in feierlicher Procession entgegen und dankte ihm. Vier der befreiten Gefangenen verlangten sogleich unterrichtet und getauft zu werden.

Nicht nur die Christengemeinde, auch das Seminar nahm einen raschen Aufschwung. Als es bekannt wurde, der Bischof wolle junge Eingeborene zu christlichen Priestern heranbilden, strömten von allen Seiten junge Siamesen, Tongkinesen und Cochinchinesen herbei, und manche baten den Bischof auf den Knien, er möge sie in das Seminar aufnehmen und Missionäre aus ihnen machen. Viele angesehene Familienväter brachten ihm ihre Söhne, damit er sie unterrichte. Ja, auf Zureden des Königs führten mehrere hohe Staatsbeamte den Missionären ihre Söhne zu, damit sie mit den Übrigen im Seminar erzogen würden. Unter diesen Zöglingen befand sich einer, der von Gott eine außerordentliche Gnade erhalten hatte. Derselbe war einige Jahre früher in eine schwere Krankheit gefallen. Die Eltern, welche ihr Kind zärtlich liebten, wandten sich vergeblich an die Ärzte, an Götzpriester und Zauberer. Das Übel nahm zu und der Zustand des Kindes war bereits hoffnungslos. Da gab ein neubekehrter Siamese den verzweifelnden Eltern den Rath, sie sollten einen Missionär an das Bett des sterbenden Knaben rufen. Diese thaten es und ver-

sprachen dem Missionär, wenn ihr Kind gesund werde, wollten sie gern ihre Einwilligung dazu geben, daß es im Christenthum unterrichtet und getauft werde. Durch dieß Versprechen bewogen, trat der Missionär an das Bett des bewusstlos daliegenden Knaben und begann das Evangelium des hl. Johannes über denselben zu beten. Kaum hatte er die Worte: „Und das Wort ist Fleisch geworden“ — ausgesprochen, als der Knabe die Augen aufschlug und die Umstehenden lächelnd anblickte. Er war vollkommen gesund. Der Vater und die Mutter des Kindes, außer sich vor Freude und tief erschüttert durch diese plötzliche Heilung, die wohl ein Wunder zu nennen war, warfen sich dem Missionär zu Füßen und betheueten laut und unter Thränen, sie wollten auch Christen werden. Vier andere Siamesen, welche Zeugen des Vorfalles waren, thaten dasselbe, und so wurden denn wirklich alle sieben unterrichtet und kurz nachher getauft. Dieses Wunder, welches von Msgr. de la Mothe als echt erfunden und bezeugt wurde, bewog viele Siamesen aus der Verwandtschaft und Bekanntschaft jener Familie, die christliche Religion kennen zu lernen. Der Bischof und seine drei Missionäre hatten daher alle Hände voll Arbeit. Der hochw. Herr Lanneau hatte die Seminaristen und Zöglinge zu unterrichten, deren Zahl jetzt schon so groß war, daß das neue Seminar bereits nicht mehr ausreichte, alle aufzunehmen. Der Bischof selbst ertheilte ebenfalls Unterricht im Seminar. Daneben aber hatte er die christliche Kolonie der Cochinchinesen zu versehen, deren Katechumenen durch die bekehrten Siamesen täglich im Wachsen war. Dann kam die japanesische Kolonie, deren verlassene Christen ein Missionär besorgen mußte. Dazu gesellten sich die Gefangenen, von denen sich Viele im Gefängniß bekehrt hatten, und welchen der Bischof ebenfalls an jedem Sonn- und Feiertag im Kerker die heilige Messe las und die Sacramente spendete. Dieses Werk der Barmherzigkeit mochte der Bischof um so weniger unterlassen, als diese armen Gefangenen im größten Elend schmachteten. Auch befanden sich unter ihnen viele Eingeborene der nördlichen Provinz Laos. Da dieß Angehörige eines sehr geweckten und gelehrigen Stammes und überdieß der christlichen Religion sehr treu ergebene Leute waren, so hoffte der Bischof von ihnen, sie würden nach ihrer Freilassung der Mission in ihrer Heimath einmal gute Dienste leisten. Beim Anblick ihrer Bereitwilligkeit und bei dem Eifer der Heiden, sich unterrichten zu lassen, riefen der Bischof und seine drei Missionäre oftmals mit Thränen des Trostes und der Sehnsucht: „O Herr, sende doch Arbeiter in deinen Weinberg und Schnitter in deine Ernte!“

Da hiermit die Anfänge der Mission in Siam ihr Ende finden und nun die Blüthezeit derselben beginnt, so schließen wir diesen Abschnitt, um die weitere Geschichte der Mission im nächsten Jahrgang fortzusetzen.

Die Missionsthätigkeit der Gesellschaft Jesu im Jahre 1881—82.

Die eigentlichen Missionen, welche der apostolische Stuhl der Gesellschaft Jesu anvertraute, finden sich in der nebenstehenden Tabelle zusammengestellt. In **Asien** sind zunächst die beiden apostolischen Vikariate Kiangnan und Südoft-Petscheli in China zu nennen, welche von französischen Patres versehen werden; dann auf den Philippinen die blühende Mission von Mindanao (von Spaniern geleitet); in Vorderindien die apostolischen Vikariate West-Bengalen (von Belgiern ge-

leitet), Madura (von Franzosen geleitet), Mangalur (von Italienern geleitet) und Bombay-Poona (von Deutschen geleitet), in Vorderasien die Missionen von Syrien und Armenien (von Franzosen geleitet). — In **Afrika** haben die Jesuiten die Missionen von Madagaskar und Stationen auf Mauritius in Aegypten und Algier (sämmliche von Franzosen verwaltet). — In **Amerika** sind zunächst die Indianermissionen in den Felsengebirgen zu verzeichnen,

Übersichts-Tabelle
des Bestandes der Missionen der Gesellschaft Jesu vom Jahre 1881—1882.

Bevölkerung.	Missionspersonal.					Stationen.				Unterrichts- und Wohltätigkeits-Anstalten.												Taufen und Bekehrungen.				Spendung der übrigen Sacramente.									
	Katholiken.	Häretiker.	Muhammedaner.	Heiden.	Priester der Gesellschaft Jesu.	Weltpriester.	Scholastiker.	Latendbrüder.	Katechisten oder Lehrer.	Ordensfrauen.	Hauptstationen.	Nebenstationen.	Kirchen.	Kapellen.	Priesterseminarien.	Böglinge.	Höhere Lehranstalten.	Schüler.	Anabenschulen.	Schüler derselben.	Mädchenschulen.	Schülerinnen derselben.	Anaben-Waisenhäuser.	Waisenknaben darin.	Mädchen-Waisenhäuser.	Waisenmädchen darin.	Spitäler.	Kinder christlicher Eltern.	Sterbende Heidenkinder.	Erwachsene Heiden.	Conversionen von Häretikern.	Beichten.	Seitige Communionen.	Ehen.	Seitige Ölung.
Kiangnan	99598	2000	1500000	50000000	77	14	32	18	?	110	12	583	541	67	2	49	2	295	436	7698	333	4190	15	3169	16	4031	5	3179	23258	1032	351557	388802	643	2306	
Südbot-Burisch	30695	400	40000	10000000	32	5	10	7	135	142	3	472	25	447	1	8	9	500	111	889	100	846	—	—	3	65	—	904	3443	789	68509	60847	205	266	
West-Bengalen	17200	65000	2400000	14500000	44	2	28	15	54	89	25	28	10	47	1	14	1	519	12	1481	17	1647	1	281	3	400	—	612	?	407	45940	45751	200	294	
Bombay *	20898	50000	3100000	14200000	61	21	2	19	—	69	33	17	30	29	1	10	2	1213	?	2333	?	1215	2	209	2	225	1	840	184	?	63	62490	58709	225	?
Madura	161690	118000	300000	6812510	70	—	20	5	82	83	38	526	160	575	1	7	6	1086	169	5058	15	753	4	209	2	197	4	5539	3381	934	179	201948	195987	1710	1079
Mangalur *	51000	5000	500000	2000000	22	27	1	5	50	56	23	12	20	30	1	13	1	218	21	1416	7	496	—	—	3	92	—	1432	47	92	?	70238	358	?	
Madanau *	107832	—	200000	200000	41	—	—	19	262	?	25	106	25	106	—	—	2	892	131	?	131	?	?	1	70	1	50	—	4912	?	?	?	?	1412	?
Syrien und Armenien	?	?	?	—	73	?	27	58	?	?	14	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?
Madagaskar	81205	300000	—	3200000	48	—	—	—	6	—	19	297	52	118	—	—	—	—	364	9134	184	9964	—	—	—	—	3	2882	—	1611	55406	50046	196	52	
Sines Mauritius	?	?	?	?	7	—	—	—	—	—	2	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?
Sambesi	?	?	?	?	18	—	7	18	—	—	3	5	1	7	—	—	2	—	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?
Ägypten und Algier	?	?	?	—	25	—	2	24	—	?	7	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?
Festengebirge	42660	42300	—	35750	53	—	2	48	—	63	10	37	17	22	—	1	30	11	250	7	275	5	115	4	117	4	774	391	123	24	42073	170	332		
Jamaica	11139	300152	—	4455	9	1	—	1	—	16	2	27	2	21	—	—	1	?	2	249	1	347	—	—	1	?	—	1339	—	—	267	22514	22038	68	248
Sonduraz	17000	10000	—	60	5	4	—	2	—	—	4	35	5	—	—	—	—	—	7	460	3	340	—	—	—	—	1	547	—	—	7	?	?	111	80
Britisch-Guana	20200	347000	—	85000	13	—	—	1	—	25	8	17	16	1	—	—	—	—	12	1362	15	825	1	29	—	—	—	1160	40	10	147	34060	37938	159	331
Rio Grande do Sul *	60650	25000	—	?	36	—	3	22	—	64	11	80	14	54	1	6	1	90	76	2500	3	500	—	—	1	30	—	2681	—	—	14	59332	50217	513	277
	730762	1264552	8040000	101037775	834	74	134	283	589	740	239	2242	919	1526	10	127	82	4053	1353	33140	817	21548	29	4082	36	5207	18	27533	31028	9012	1074196	1022346	6056	5395	

* Es wurden nur diejenigen Katholiken gerechnet, welche unter der Leitung der betreffenden Mission stehen. In Bombay kommen zu der angegebenen Summe 40 000 Katholiken, die unter dem Erzbischof von Goa stehen, ebenio 25 000 in Mangalur. Auf den Philippinen wurde nur das eigentliche Missionsgebiet gerechnet, doch gehören die beiden höheren Gebirgsrassen mit 892 Schülern nach Manila; in Rio Grande do Sul beträgt die Katholikenzahl der ganzen Provinz 400 000 Seelen.

in denen Italiener wirken; ferner die Osages-Mission in Kansas, über welche uns aber keine nähere Mittheilung vorliegt, als daß in derselben 7 Priester, 2 Scholastiker und 10 Laienbrüder thätig sind. In Mittelamerika sind die apostolischen Vikariate von Jamaica, Britisch Honduras und Britisch Guayana von Engländern verwaltet. Die Missionen von Südamerika sind von Spaniern geleitet, mit Ausnahme der von Deutschen versehenen Mission der deutschen Kolonie von Rio Grande do Sul in Brasilien. In einigen Stationen von Australien und Neuseeland endlich sind Irländer und Österreicher thätig.

In den 17 Missionen, welche wir in der beigegeführten Tafel zusammenstellten, wirkten vom Jahre 1881–82 unter 730 762 Katholiken 634 Priester, 134 Scholastiker, 283 Laienbrüder, im Ganzen 1051 Mitglieder der Gesellschaft Jesu. Sie vertheilen sich auf 2481 Missionsstationen, hielten Gottesdienst in 2445 Kirchen und Kapellen, leiteten 2212 Schulen (darunter 42 höhere Unterrichtsanstalten) mit 59 678 Schülern, erzogen in 65 Waisenhäusern 9289 arme Kinder und besorgten 18 Spitäler. Die Zahl der Kindertaufen stieg in dem genannten Jahre über 50 000, während diejenige der Bekehrungen von Erwachsenen nahezu 10 000 betrug. Gott sei Dank für seine gnadenreiche Hilfe!

Außer diesen eigentlichen Missionsbezirken arbeiteten in den verschiedenen Sprengeln der Missionsländer theils als Seelsorger, theils als Jugendberzieher in:

Länder	Priester	Scholastiker	Laienbrüder	Total
Canada	65	66	55	186
Ver. Staaten v. N.-A. .	532	500	428	1460
Mexiko	32	15	5	52
Centralamerika . . .	48	6	29	83
Ecuador	48	34	21	103
Chile	39	4	24	67
	764	625	562	1951

Länder	Priester	Scholastiker	Laienbrüder	Total
Übertrag:	764	625	562	1951
Paraguay	96	16	64	176
Nordische Missionen .	18	8	20	46
Lucon (Philippinen) .	21	5	17	43
Konstantinopel u. Äg.-Ins.	25	3	14	42
Australien u. Neuseeland	44	8	11	63
	968	665	688	2321

Hierzu das Missionspersonal aus der Tabelle .	634	134	283	1051
---	-----	-----	-----	------

Es sind also Jesuiten

in den Missionen thätig	1602	799	971	3372
-------------------------	------	-----	-----	------

Unter dieser bedeutenden Zahl, welche in den Missionsländern zur größern Ehre Gottes arbeiten, sind nicht weniger als 340 Deutsche; dieselben wirken in:

Länder	Priester	Scholastiker	Laienbrüder	Total
Ver. Staaten ¹	74	9	41	124
Bombay (Vorderindien)	60	1	21	82
Brasilien (Rio Grande)	36	3	22	61
Chile	11	—	3	14
Nord. Missionen . . .	18	8	20	46
In verschiedenen Missionen ² zerstreut . . .	11	—	2	13
	210	21	109	340

Deutschland ist mithin unter den Reihen der Jesuitenmissionäre stark vertreten. Es ist dieß auch eine Frucht des Kulturkampfes. Ja man kann sagen, daß die ganze deutsche Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu, gegenwärtig aus der Heimath verdrängt, sich fast ausschließlich den auswärtigen Missionen widmet, und daß ihre Studienhäuser in Holland und England wahre Missionsseminare sind. Diesen Herbst gehen wiederum 20 Mitglieder der deutschen Ordensprovinz in die Missionen.

Nachrichten aus den Missionen.

Dänemark.

Aus Island schreibt uns P. Alexander Baumgartner S. J. die folgenden interessanten Zeilen, datirt Reikjavik, den 28. Juni 1883:

„Als früherer Mitarbeiter Ihrer Zeitschrift brauche ich Sie nicht zu versichern, daß es mich hoch erfreute, auch einmal ein kleines Stück Missionsleben mitzumachen, und zwar in einem Theile der Welt, in welchem das katholische Missionswerk wegen der ungünstigsten äußeren Verhältnisse noch heute in seinen Anfängen liegt. Auf den Wunsch des hochwürdigsten Herrn Grüder, apostolischen Präfecten von Dänemark, schloß ich mich dem hochwürdigen P. Albert von Geyer an, um die wenigen Katholiken zu besuchen, welche auf den Faröer-Inseln leben, und dann die Franzosen zu pastoriren, welche während des Sommers an den Küsten von Island zu fischen pflegen. Wir schifften uns am 16. Juni zu Kopenhagen ein, erreichten den 19. Abends die Rhede von Leith, bekamen hier einen Rasttag, fuhren den 21. der Küste des nördlichen Schottland entlang, passirten bei außergewöhnlich hellem Wetter die sonst ihrer Klippen wegen gefährliche Pentlandstraße in den Orkney-Inseln und gelangten dann wieder auf offene See. Am 23. in der

Frühe, Morgens drei Uhr, weckte mich ein starker Stoß — der Anker war geworfen. Da das Schiff selbst nicht landen konnte, ließen wir uns in einer Barke an's Ufer setzen und mietheten in Thorshaven, der Hauptstadt der Faröer-Inseln, eine neue Barke, um eine Stunde weiter, an die einsame Felsküste von Hvidenans, zu fahren. In Thorshaven selbst gibt es nämlich keine Katholiken. Zwar hat sich hier längere Zeit ein bayerischer Missionär, Herr Bauer, aufgehalten, Kirche und Pfarrhaus gebaut und sich in höchstem Maße die Hochachtung und Liebe der Inselbevölkerung erworben. Später wohnten einige Zeit unsere Patres Lohman und Brinkmann hier. Allein so freundlich auch ihnen das Volk entgegenkam, gelangte die Mission zu keinen größeren Erfolgen. Die Bewohner der Faröer-Inseln, ein rauhes, abgehärtetes, armes Fischervolk, hängen, wie alle schlichten Naturkinder, an ihren alten Bräuchen und Sitten. Mit diesen haben sich die wenigen Religions-

¹ In den Ver. Staaten hat die deutsche Ordensprovinz ein eigenes, von den übrigen Ordensprovinzen abgegrenztes Arbeitsfeld. Außerdem sind einige Deutsche in den andern Provinzen thätig.

² In Algier (1), Konstantinopel (1), Mangalur (2), Paraguay (4), Syrien (3), Sambesi (3).

übungen verschmolzen, welche ihnen das Lutherthum gelassen hat. Irreligiös sind sie nicht; aber ihre religiösen Bedürfnisse sind durch Zeit und Gewohnheit auf ein sehr geringes Maß herabgesunken. Der katholische Gottesdienst geht schon weit über ihre Begriffe hinaus, ist ihnen viel zu complicirt. „Wozu so viel Neues?“ fragen sie, in ihr ärmliches Leben nicht weniger versunken, als der Pariser in seine raffinirten Genüsse. Genug, nach vielen Jahren Missionsarbeit haben sich auf den Färöer erst drei Personen bekehrt: ein alter Mann Namens Paul und dessen Frau und ein Schmied und Fischer Namens Jakob. Die Leute nennen sich nach dem Taufnamen, da die Ortschaften klein und Verwechslungen kaum möglich sind. Es war eine merkwürdige Morgenfahrt, in leichter Barke auf den mächtigen Meereswogen, die sich an den Felsen und Klippen des nahen Ufers schäumend brachen. Da von Hvidenans wie von einem Dorf gesprochen wurde, so war ich etwas enttäuscht, als das Boot an ein paar elenden Fischerhütten hielt, so arm, wie ich es nur selten gesehen. Sie lagen um eine kleine Bucht herum, an deren Rand Fiskköpfe und Fischeingeweide keinen eben sehr lieblichen Geruch verbreiteten. Einen steilen Felsweg hinauf erreichten wir die Hütten. An einer derselben machten wir Halt. Der alte Paul lag krank zu Bette, Jakob wurde herbeigeht. Sie hätten die Freude dieser guten Leute sehen sollen, nach Jahresfrist wieder einmal einen Priester zu sehen. Denn sonst haben sie keinen Gottesdienst, als daß sie Sonntags zusammen die Meßgebete verrichten und eine fromme Lesung machen. P. de Geyer hörte sie Beicht, während ich den Altar zurecht machte. Es ergriff mich eine tiefe Rührung, als ich in dieser armen Fischerhütte an den Altar trat, um hier das heilige Opfer darzubringen und diesen Verlassenen die heilige Communion zu spenden. Paul mußte ich sie als hl. Wegzehrung geben; denn er ist schwer krank und wird kaum mehr lange Zeit leben. Nach der Messe hielt P. de Geyer einen kleinen Unterricht. Nach demselben mußten wir eilen, um rechtzeitig unser Schiff noch zu erreichen. Aber die guten Leute wollten uns gar nicht fortlassen. Sie drückten uns, unter Freudenthränen, immer und immer wieder die Hand, während unsere noch protestantischen Schiffsleute verwundert zusahen und sich diese Familienbruderschaft ihrer armen Landsleute mit uns Fremden kaum zu erklären wußten. Wie weh that es uns, in Thorsshaven die kleine verödete Missionskirche zu sehen, die, wie man uns sagte, gegenwärtig als Taglokal dient, während das Pfarrhaus von

einem Privatmann bewohnt wird. Möchten sich wieder Priester dieser Inseln erbarmen und das unterbrochene Werk wieder aufnehmen. Die Treue jener drei Convertiten zeigt, daß hier doch nicht vergeblich gearbeitet wurde. Am 25. Juli Abends erreichten wir Reikjavik, die Hauptstadt von Island. Leider waren die französischen Fischer schon verzogen; auf dem hier stationirten französischen Kriegsschiff Duplex wurde unser Anerbieten, Gottesdienst zu halten, höflich, aber bestimmt abgelehnt. Auf Sonntag Vormittag ist jeweilen die Inspection des ganzen Schiffes angeordnet, so daß kein Mensch frei ist. An Werktagen darf Niemand an's Land. Augenblicklich können wir den Fischern nicht in den Norden folgen, da die Passage durch Treibeis gesperrt ist. Vorige Woche strandete das englische Passagierboot, und die Passagiere konnten nur mit Mühe

an die unwirthliche Küste gerettet werden. Wir müssen deshalb vorläufig hier warten. Beten Sie für uns, und noch mehr für dieß Land, wo die Missionsthätigkeit durch den Tod eines französischen Missionärs schon seit etwa zehn Jahren unterbrochen ist. Wir wohnen in dem baufälligen Missionshaus, an das eine kleine Kapelle stößt. Alles bedarf dringend der Erneuerung, besonders aber der ständigen Anwesenheit eines Missionärs. Über Land und Leute schreibe ich Ihnen nächstes Mal.“

China.

Apostol. Vikariat Yunnan. Die folgenden Zeilen des hochw. Herrn Bourgeois, Provinzials von Yunnan, berichten über die Ermordung eines Missionärs der auswärtigen Missionen von Paris, des hochw. Herrn Terrasse, und vieler Neophyten. Der kurze Brief, der nähere Nachrichten in Aussicht stellt, ist datirt aus Yunnan, 8. April 1883:

„Unsere neuen Christengemeinden von Sytao, zwei oder drei Tagereisen von Talyfu, sind

zerstört. P. Terrasse, der dieselben unter ungeheuern Schwierigkeiten gründete, hat die Palme des Martyriums errungen. Dieser fromme Mitbruder brachte das Osterfest in Tchangyn zu, einer ebenfalls in jüngster Zeit durch ihn eröffneten Christengemeinde, als sein Haus in der Nacht vom 27. auf den 28. März umringt wurde. Eine Schaar von etwa 200 Mann drang unter Anführung der Mandarine und Ortsvorsteher in seine arme Wohnung und hieb Alle nieder, welche sich darin vorfanden. Herr Terrasse stürzte zuerst, von mehreren tödtlichen Streichen getroffen; die sieben Gehilfen, welche ihn im Unterrichte der neuen Christen unterstützten, theilten sein blutiges Loos. Nach diesem Überfall plünderten die Verfolger alle Christenhäuser und steckten sie fast ohne Ausnahme in



Eine Frau von Lagos.

Brand. Eine große Anzahl Neophyten fand theils unter den Streichen der Mörder, theils in den Flammen den Tod. Als so Tchangyn zerstört war, warf sich die Bande auf Gangpy, das bedeutendste Christendorf der Gegend, plünderte und zersprengte auch dort alle Christenfamilien. P. Fang, der Vikar P. Terrasse's, der gerade in Gangpy verweilte, konnte rechtzeitig fliehen. Die Christen, welche mit dem Leben davonkamen, flüchteten nach Talsu zu P. Le Guilcher, der sie nähren und trösten muß. Sofort schicke ich diesen armen, unseres Mit-leids so würdigen Neubekehrten die nothwendigste Unterstützung.

„Noch können wir die Zahl der Ermordeten nicht genau angeben; aber sie muß bedeutend sein. Vier ganze Familien sind in ihren Wohnungen verbrannt worden; andere Familien haben ihr Haupt, die Mutter oder Kinder verloren. Alles, was dem Missionär oder der Mission gehörte, ist verbrannt oder geraubt. Die Ursache dieser Verfolgung ist die Wuth der Heiden über den Erfolg des Missionswerkes; es bedurfte schon des Muthes unseres P. Terrasse, um den täglichen Drohungen die Stirne zu bieten. Es scheint, ein Militär-Obermandarin wolle in Sytao den christlichen Namen ausrotten. Mgr. Fenouil (der apostol. Vikar) selbst versichert mir, dieser hohe Beamte habe den Studenten gesagt: 'Tödtet die Christen! Solltet ihr deßhalb später in Schwierigkeiten verwickelt werden, so nehme ich deren Lösung auf mich.' Ob nun dieser Befehl Wahrheit sei oder nicht: so viel ist gewiß, daß die Hauptursache, wenn nicht die einzige Ursache der Ermordung P. Terrasse's und seiner Christen in dem Hass gegen unsere heilige Religion besteht. Für heute nur diese wenigen Worte; ich werde nicht erman-geln, Ihnen die näheren Umstände dieser Verfolgung später zu schreiben.“

West-Afrika.

Apost. Vikariat der Beninküste. Der hochw. Herr Chausse, Oberer der Missionen an der Beninküste, schreibt uns aus Lagos unter dem 16. Februar 1883:

„Vor Kurzem habe ich eine lange Reise unternommen, um auch in dem Theile dieses apostolischen Vikariats, der unter dem Namen Yoruba bekannt ist, etwas Umschau zu halten. Am 3. October des vergangenen Jahres reiste ich ab; erst am vergangenen 22. Januar traf ich wieder in Lagos ein. Bei meiner Rückkehr erfuhr ich, daß die eifrigen Katholiken Deutschlands auch unsere theuern Missionen mit ihrem Almosen unterstützen, und ich möchte ihnen hiermit meinen besten Dank aussprechen. Zugleich will ich Ihnen einige Mittheilungen über meine Reise zugehen lassen, welche die Leser der ‚Katholischen Missionen‘ interessieren werden.“

Zuerst jedoch empfehle ich Ihnen und Ihrer Leser Gebeten den am 21. Januar zu Lagos verstorbenen P. Pouret, der elf Jahre hindurch als Missionär in diesem Lande gewirkt hat. Ich traf noch zeitig genug hier ein, um dem Leichenbegängnisse beizohnen zu können. Während meiner Abwesenheit hatte er mich in der Leitung der Mission vertreten. Die Nachricht von dem Tode dieses heiligmäßigen Prie-sters traf mich, da ich von seiner Krankheit kein Wort vernommen hatte, wie ein Donner Schlag; in unserer Mission wird er schwer zu ersetzen sein. Der Wille des lieben Gottes geschehe!

Nun zu unserer Reise! Ich sage unserer, denn ich machte sie in Begleitung des hochw. P. Holley. Den ersten Theil derselben, von Lagos bis zum Niger, legten wir zur See zurück; dann fuhren wir auf einem Dampfschiff diesen Strom hinaus bis Egga, eine Stadt von 40 000 bis 50 000 Einwohnern am obern Niger. Die Bevölkerung derselben ist muhammedanisch. In drei Tagen gelangten wir von dort in einer Piroge zum Dorfe Wanagi, das nur wenig von Bidba, der Hauptstadt des Takpa-Reiches, entfernt ist. Der König

Walefi, welcher von unserer Ankunft in Wanagi Kenntniß erhalten hatte, schickte uns zwei Pferde für uns und Träger für unser Gepäck entgegen. Zu Bidba fanden wir die wohlwollendste Aufnahme und großmüthigste Gastfreundschaft. Während unseres achtstägigen Auf-enthaltes hatten wir Gelegenheit, die Industrie, die Rührigkeit und Intelligenz der Takpa zu bewundern. Ihre Industrie erstreckt sich auf Anfertigung schöner Säbel, Messer und Stoffe von allen Farben. Die Sättel, welche sie für ihre zahllosen Pferde machen, sind sehr elegant. Alles Land, das sie nicht für die Ernährung ihrer unermesslichen Ochsen-, Schaf- und Ziegenherden brauchen, wird künstlich kultivirt und bringt Sorgho, Mais, Yamswurzeln, Kartoffeln u. s. w. in Fülle hervor. Bei unsern Besuchen auf dem Sklavenmarkte empfanden wir die Leere unserer Börse sehr bitter. Jeden Tag wurden wohl 300 bis 400 dieser unglücklichen Wesen zum Kaufe angeboten. Ohne Kleidung, ganz erschöpft und dem Tode nahe vor Elend und Hunger, standen diese armen, bejammernswerthen Geschöpfe da, die kleinen ohne Fesseln, die ältern an Händen und Füßen gebunden. Während des vergangenen Jahres war es mir durch die Almosen, welche ich aus Europa empfing, möglich gemacht, 22 Kinder loszukaufen, die jetzt den lieben Gott kennen und lieben lernen. Das älteste, ein schon herangewachsener Knabe, befand sich in der traurigsten Lage, bevor ich ihm die Freiheit verschaffte. Die Frau seines Herrn war nämlich auf ziemlich räthselhafte Weise ge- storben. Letzterer beschuldigte nun seinen Sklaven, sie vergiftet zu haben. Die Angelegenheit wurde dem König des Landes unterbreitet, und dieser verurtheilte den Sklaven ohne vorherige Untersuchung zum Tode. Derselbe wurde in's Gefängniß geworfen, wo Hunger und Durst sein Antheil waren; schon nahte der Tag der Hinrichtung, da erfuhr ich die traurige Lage des Unglücklichen. Sofort eilte ich zum Palaste, und wurde vom Könige zur Audienz zugelassen; aber als Lösegeld verlangte er die mir unerschwingliche Summe von 100 Dollars. So mußte ich schließlich zahlen; aber der arme, meines Erachtens völlig unschuldige Gefangene war doch gerettet. O wie zufrieden ist er jetzt und wie betet er für seine bekannten und un- bekannten Wohlthäter! — Der gute König von Bidba gab uns einen Boten mit nach Ilorin. Auch eine hinreichende Anzahl von Trägern stellte er uns zur Verfügung. Nach einer zwölftägigen Reise durch eine sehr gut cultivirte Gegend erreichten wir Ilorin, eine Stadt, welche wie Bidba an 100 000 Einwohner zählt. Der König empfing uns äußerst freundlich und überhäufte uns während unseres vierzehntägigen Aufenthaltes in seiner Hauptstadt mit Be- weisen des Wohlwollens. Wir waren sehr oft bei ihm, und er fragte uns von selbst, ob wir uns nicht in seiner Hauptstadt nieder- lassen wollten; es würde ihm zu großer Befriedigung gereichen, wenn er seine Kinder uns zum Unterrichte anvertrauen könnte. Auch Ilorin hat eine sehr intelligente Bevölkerung; Viehzucht und Ackerbau stehen in hoher Blüthe. Der Führer, den uns der König mitgab, geleitete uns nach Ilesa, der Hauptstadt des Tscheta-Reiches, wo wir ebenfalls gut empfangen wurden. Mehr als 500 Meilen haben wir auf dieser Reise zu Pferde zurückgelegt. Fieberanfälle haben wir nicht verspürt. Wann werden wir die nöthigen Mittel haben, um so vielversprechende Missionsstationen zu gründen? Beten Sie um die Beschleunigung dieses ersehnten Augenblickes.“

Der im obigen Briefe erwähnte Tod P. Pourets ist für die Mission von Lagos ein schmerzlicher Verlust. Auch Anders- gläubige konnten dem Verstorbenen ihre Achtung nicht versagen. P. Chausse schreibt:

„Sein Leichenbegängniß war ein Triumph für die katho- lische Mission: Protestanten, Heiden und Muhammedaner be- theiligten sich daran. Die geräumige Kirche konnte die Menge weitaus nicht fassen. Durch ein außergewöhnliches Privileg gestatteten die Behörden von Lagos, die Leiche auf dem alten Kirchhof zu beerdigen, damit sie an der Seite der andern in Lagos verstorbenen katholischen Missionäre ruhe.“

Äquatorial-Afrika.

Mission des obern Kongo. Bereits im Jahre 1881 (S. 214) erzählten wir die Gründung der Missionsstation Mulonewa (Muluwa, Mluwa) unter dem Stamme der Massanse im Nordwesten des Tanganjika-Sees. Heute wird diese Station von den dortigen Missionären als erste Niederlassung der Mission des Ober-Kongo betrachtet, welche im Anschlusse an die Mission des Tanganjika-Sees ebenfalls von den Patres U. L. Frau von Afrika übernommen wurde. Die neugegründete Mission scheint sich eines recht guten Fortganges zu erfreuen, wie aus dem folgenden Briefe hervorgeht, den P. Randabel den 8. September 1882 in Udschidschi schrieb:

„Am letzten 3. März landeten wir zu Mluwa, dem Dorfe, in welchem wir die Mission der Massanse gegründet haben. Wir erreichten unser Ziel alle in guter Gesundheit und fanden auch unsere Mitbrüder ganz wohl: Gott sei Dank! Groß war die Freude unseres Wiedersehens, größer noch der Trost, unsern Heiland in seiner kleinen Kapelle besuchen und ihm danken zu dürfen; denn auch der himmlische Lehrmeister wohnt in Mluwa zum Troste seiner Missionäre und zum Unterpfande ihrer Mühen.

Die erste Sorge unserer Patres war der Verkauf junger Sklaven und die Erziehung derselben zum Christenthum. Damit geht es hier so gut wie nitgend; die eifrigsten konnten bereits als Katechumenen angenommen werden, während die übrigen noch Postulanten sind. Zudem konnten bereits einige unserer freigekauften Sklaven verheirathet werden, und ihre Haushaltungen bilden ein Dörfchen im Kleinen; 3 Kinder, welche aus diesen Ehen entsprangen, empfingen die Taufe und in derselben die Namen Maria, Joseph und Johann Baptist.

Die Bevölkerung von Massanse, wenigstens die Leute unserer Nachbarschaft, scheint einfach, furchtsam und hat nichts von dem Stolz, der Raufust und Anmaßung, welche man an dem Stamme von Urundi wahrnimmt. Sie werden fleißiger und mit Zutrauen unsern Unterricht annehmen; aber die politische Ordnung entspricht keineswegs unserer Annahme; hier findet sich kein einflussreicher Häuptling, sondern jeder kleine Weiler von Massanse hat seine ziemlich unabhängigen „Mutuare“. Gewöhnlich herrscht Eifersucht und Feindschaft zwischen denselben, und es genügt, einen zu begünstigen, um sich alle übrigen zu Gegnern zu machen. Der Schulze des kleinen Dorfes, in welchem unser Missionshaus steht, besitzt nicht den geringsten Einfluß außerhalb der wenigen Hütten, welche sein Eigenthum sind; aber er ist uns sehr ergeben.

Nach kurzer Rast unternahmen wir eine erste Reise an das nördliche Ende des Tanganjika, zu Mwruma, dem Beherrscher des westlichen Ufers des Ruffisi (Rufise). Das Land ist etwas tief gelegen und scheint nach dem ersten Eindruck zu urtheilen ungesund; doch erheben sich hier und dort kleine Hügel, welche für unsere Niederlassungen geeignet wären. Wir schlossen mit dem Häuptlinge Blutsbrüderschaft und reisten ab, ohne ihm eine bestimmte Zusage zu geben. — Ein zweiter Ausflug in den ersten Tagen des Juli eröffnete uns bessere Aussichten. Wir drangen bis in die Landschaft von Uffige vor und kamen zum Sultan Ruffavia, der ebenfalls im Norden des Sees herrscht, aber auf dem östlichen Ufer des Ruffisi¹. Uffige ist ein sehr fruchtbares Land; seine Bevölkerung ist die zahlreichste und die am vortheilhaftesten vertheilte unter allen Stämmen, welche die Ufer des Tanganjika bewohnen. Am Strande haben sie eine eigentliche Stadt, welche einen bedeutenden Flächenraum einnimmt; im Innern, zwischen dem See und dem einige Kilometer entfernten Berge, stehen zahlreiche Dörfer. In einem derselben wohnt der Sultan Ruffavia. Nachdem wir in der Morgenfrühe das heilige Mesopfer dargebracht hatten, um den Segen Gottes

unserm Unternehmen zuzuwenden, machten wir uns auf den Weg zum Sultan. Er mußte um unser Kommen und hatte uns selbst diese Stunde angegeben. Ruffavia erwartete uns in seiner Empfangshütte; er war allein und saß auf einer schönen Strohmatten, wie es landesüblich. Wir traten mit unserm Gefolge ein, und er winkte uns, im Hintergrunde der Hütte auf einer neuen Matte die für uns bereiteten Ehrensitze einzunehmen. Er bewahrte vollkommen den Ernst, der einem so einflussreichen Häuptlinge geziemt, und verrieth weder Furcht noch Staunen oder Neugierde beim Anblicke unserer Personen. Er machte einen weit günstigeren Eindruck als der junge Mwruma, sein Nebenbuhler auf dem rechten Ufer des Ruffisi, und da überdies seine Unterthanen zahlreicher und sein Land gesunder scheinen, so zweifelten wir keinen Augenblick, wer den Vorzug verdiene. Als wir ihm den Zweck unseres Besuches erklärt hatten, antwortete er: „Wenn mein Land euch gefällt, so steht es euch offen. Ich werde euch mit Freuden bei mir sehen. Morgen will ich euch einen Platz zeigen lassen, wo ihr euch ansiedeln könnt. Oder wenn ihr lieber wollt, so suchet euch selbst eine Stelle.“

Am folgenden Morgen durchforschten wir also die Gegend und wählten eine schöne, unbewohnte Anhöhe, welche sich kaum einen Kilometer vom See, am Ufer eines klaren Baches, nicht weit vom Marktplatz erhebt. Der Ort scheint uns gesund, zu Pflanzungen geeignet, indem ein Bach die Ebene bewässert, und namentlich für die Predigt des Evangeliums sehr geeignet, weil er nur wenige Schritte von verschiedenen Dörfern entfernt ist, welche sich am Ufer des Sees befinden. Wir meldeten also unsere Wahl Ruffavia, und dieser bestätigte sie; mithin wird sich von dort aus, wenn es Gott gefällt, das Christenthum ausbreiten.

Noch eine andere neue Niederlassung planen wir. Die Ebene, auf welcher die Missionsstation von Massanse gelegen ist, bietet einem Christendorf und den dazu gehörigen Pflanzungen keinen genügenden Raum. Ebenso ist es nach unserer Erfahrung unmöglich, sich mit der nöthigen Entschiedenheit an demselben Orte dem Unterrichte der Erwachsenen und der Heranbildung unserer Kinder zu widmen. Daher sind wir entschlossen, das Waisenhaus anderswohin zu verlegen, um gleich von Anfang unseren Christendörfern alle Eigenschaften eines glücklichen Bestandes zu sichern. Dazu bedarf es aber eines seltenen Zusammentreffens günstiger Umstände: ausgedehnte, unbewohnte Ländereien; Nachbarn, welche mit der Ansiedelung zufrieden sind, und namentlich die möglichste Vermeidung jeder Verührung mit dem Einflusse der sittenlosen Muhammedaner. Das Letztere vor Allem ist durchaus unerläßlich. Wir haben unser Augenmerk auf einen ganz unbewohnten Wald gerichtet, der sich im Hintergrunde des Burton-Golfes ausdehnt; doch ist noch kein bestimmter Beschluß gefaßt.

Nach unsern geistlichen Übungen begannen wir den Bewohnern von Massanse das Evangelium zu predigen; der Anfang war sehr ermutigend. Die Männer von Mluwa haben der Einladung, zum Unterrichte und zum Gebete zu kommen, zahlreich entsprochen. Den Häuptling und seine Minister an der Spitze, kamen sie in Schaaren. Die Frauen konnten nicht zugelassen werden, weil der Raum nicht ausreichte, doch haben auch sie uns sagen lassen, daß sie ebenfalls das Gebet zu lernen wünschten. Ganz gewiß hat der Reiz der Neuheit, vielleicht auch die Hoffnung, mit einer Priße Salz belohnt zu werden, manche der Anwesenden angelockt. Aber wir hoffen, der liebe Gott werde auch diese unvollkommene Meinung segnen. Der Anblick dieser armen Leute, die zum ersten Male knieend das Vater unser beteten, hat ihm gewiß Freude gemacht, wie er uns mit großem Troste erfüllte.

Unsere Kinder machen gute Fortschritte im Lesen und Schreiben. Eines derselben hat soeben allein eine Abschrift der Gebete und des Katechismus in der Kisuahili-Sprache zu seinem eigenen Gebrauche vollendet. Wir lassen sie in der biblischen Geschichte lesen, von der wir eine Übersetzung in diese Sprache besitzen; manche Kinder können bereits die interessantesten Geschichten des Alten Bundes auswendig erzählen. In der arabischen Bibel zeigten wir ihnen die Abbildungen des Gelobten Landes, der Eroberung Jericho's, Ruths u. s. w.;

¹ Die neuesten Karten verzeichnen Uffige auf dem westlichen Ufer des Ruffise.

sie erkannten und nannten selbst die Personen. Das legte uns den Gedanken nah, von Ihnen einige illustrierte Bibeln und Katechismen zu erbitten; unsere Lehren würden sich dann noch viel tiefer dem Herzen unserer Zuhörer einprägen. Wir sind alle in guter Gesundheit und empfehlen uns Ihrem Gebete."

Aus verschiedenen Missionen.

In der Mission Süd-Schantung, welche von den Missionären von Steyl besorgt wird, wurden im Laufe des letzten Jahres fünf Erwachsene und 1116 sterbende Kinder getauft; die Zahl der Katechumenen beläuft sich auf 687. Das Missionspersonal besteht aus drei Priestern und einem Subdiakon, denen noch im Laufe dieses Jahres zwei Priester, zwei Diakonen und zwei oder drei Laienbrüder von Steyl aus zu Hilfe geschickt werden sollen. — Aus dem apostol. Vikariate von Kwangli berichtet der hochwürdige Herr Lavest über bedrohliche Feindseligkeiten, welche der Pöbel unter Anführung eines Mandarins Ly gegen die Christengemeinde von Saigon verübte. Man begann mit dem üblichen Geschrei gegen den Missionär, „den Teufel des Westens"; es folgte ein Hagel von Steinwürfen, und endlich zündete man, trotz der sechs zu Hilfe gerufenen chinesischen Soldaten, Herrn Lavest das Haus über dem Kopfe an. Dann erst kam kräftigere Hilfe von der Regierung und

verhinderte größeres Unheil. — Vorderindien. „Unser Colleg von Tritschinopolis, das wir am 18. Januar 1883 eröffneten," schreibt ein Missionär von Madura, „zählt bereits 750 Jöglinge. In Regapatam, von wo wir es hierhin verlegten, hatten wir etwa 400 Jöglinge. . . Zu Kammab wurde das Fest des seligen Johannes Britto, welcher um des Glaubens willen in Madura, das er für Christum erobern wollte, die Marterpalme errang, mit großer Pracht begangen. Der Fürst selbst wohnte der ganzen Feierlichkeit bei und folgte in seinem Galawagen der Procession. Wunderbare Fügung! Dieser Fürst ist ein Nachkomme jenes Königs, der unsern Seligen enthaupten ließ. So rächt Gott seine Heiligen, bevor 200 Jahre verflossen sind." — Aken. Mit bedeutenden Unkosten hatten die ehrw. Väter Kapuziner ein neues Waisenhaus zu Schalk-Othman errichtet und dafelbst ihre Kinder vor dem verderblichen Einflusse der Moslim untergebracht. Der Bau war kaum fertig, da gefiel es Gott, die mühsame Arbeit der Missionäre mit Einem Schlage zu vernichten. Ein Wolkenbruch, welcher am 28. April sich über Aken und namentlich über Schalk-Othman ergoß, zerstörte mehr als 200 Wohnungen und darunter auch das neue Waisenhaus. Die Kinder waren gerade in der Schule, als eine der Mauern über sie zusammenbrach. Glücklicher Weise wachte der heilige Engel so treu über sie, daß auch nicht eines derselben eine bedeutende Verletzung davontrug.

Für Missionszwecke.

	Marf.		Marf.		Marf.
Für die dürftigsten Missionen:		Durch J. B. Höfner, Kaplan in Memmelsdorf	36.—	Für den Franziscus-Xaverius-Verein:	
Von Joseph Federer in Morischach	80.64	J. A. Keilhöfer, Coop. in Winhöring	100.—	Durch die „Germania" und das „Schwarze	
„ D. M. in Luzern	2.—	„ Alles für Jesus"	50.—	Blatt" in Berlin	582.—
„ Unbekannt, zu Ehren der heiligsten Herzen Jesu, Maria und Joseph um eine glückliche Sterbstunde	16.—	Durch den „Jpf" und das „Kathol. Wochenblatt" in Dirgenheim	18.—	Für das Missionshaus in Siecht:	
„ N. N., Bergamo	1.60	„ A. Jochel, Kaplan in Straßen	51.28	Von F. F. in Nellingenhausen	4.—
„ Anonymus: „Ut accipiat Christus"	4.27	Für die noch lebenden Priester in Sibirien:		Für den Bau der katholischen Kirche in Eisenach:	
„ N. N.	5.—	Durch den „Christl. Pilger" in Speyer	30.—	„ St. Elisabeth, bitte für uns"	50.—
„ Anonymus: „Ut accipiat Christus"	5.—	„ Grapriester Welz in Striegau	6.—	„ Donatus dono"	10.—
Aus Rothringen	50.—	„ den „Jpf" und das „Kathol. Wochenblatt" in Dirgenheim	73.—	„ Alles für Jesus"	25.—
Von R. L. in Kr.	8.—	Für die Josephs-Mission in Paris:		Durch den „Christl. Pilger" in Speyer	59.—
„ Kaplan G. in Neuentkirch durch Gebr. N. in Luzern	20.—	„ Donatus dono"	20.—	Für den Bau der katholischen Kirche in Halle:	
„ Purtschheid	6.—	Durch die „Germania" und das „Schwarze Blatt" in Berlin	20.—	„ Donatus dono"	10.—
Aus Erlingen	24.—	Für das Vikariat Althabaska-Madenzie:		„ Alles für Jesus"	25.—
Von einer Unbekannten aus Berlin	50.—	Von einem Leser der „Kathol. Missionen"	10.—	Durch den „Jpf" und das „Kathol. Wochenblatt" in Dirgenheim	11.50
„ W. J. L. in A. G.	15.—	Für die Missionen in Afrika:		Für den Bau der katholischen Kirche in Stettin:	
„ Donatus dono"	10.—	Durch Domvikar Gabu in Breslau	26.—	„ Donatus dono"	20.—
Durch die „Neu-Grevenbroicher Ztg." in Neuchâtel	300.—	Von einem Leser der „Kathol. Missionen"	10.—	Für Lozsauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
„ Alles für Jesus"	410.—	„ W. J. L. in A. G.	50.—	Von Kaplan Gemes in Bremen	42.—
Durch den „Christl. Pilger" in Speyer	60.—	„ Benefiziat Stapp in Lauda	10.—	„ Warrer F. Neumann in Charlottenburg	21.—
„ den „Jpf" und das „Kathol. Wochenblatt" in Dirgenheim	60.—	„ Alles für Jesus"	100.—	Durch Vikar Fußenecker in Freiburg	52.—
Für die orientalischen Schulen:		Durch die „Germania" und das „Schwarze Blatt" in Berlin	266.—	Von W. J. L. in A. G.	50.—
„ Alles für Jesus"	100.—	Für die Jesuiten-Mission am Sambesi (Südafrika):		„ M. Maier, Kaplan in Murnau	21.—
Durch die „Germania" und das „Schwarze Blatt" in Berlin	425.—	Von einer Abkominen der „Kath. Missionen" in Düsseldorf	20.—	„ Dechant Bollmer in Netphen	21.—
„ den „Christl. Pilger" in Speyer	510.—	„ Baron von Schorlemer	10.—	„ P. C.	49.80
„ den „Jpf" und das „Kathol. Wochenblatt" in Dirgenheim	36.—	„ St. Walter in Damm	10.—	„ Alles für Jesus"	100.—
Für die deutsche Mission in Constantinopel: „Donatus dono"	10.—	„ einem Ungenannten	424.—	Durch die „Germania" und das „Schwarze Blatt" in Berlin	144.—
„ Alles für Jesus"	100.—	„ M. Sch.	100.—	„ Grapriester Welz in Striegau	20.50
Durch den „Jpf" und das „Kathol. Wochenblatt" in Dirgenheim	36.—	„ Warrer F. Neumann in Charlottenburg	25.—	„ den „Jpf" und das „Kathol. Wochenblatt" in Dirgenheim	164.—
Für die Missionen in China, Tonting und Japan:		„ M. Maier, Kaplan in Murnau	20.—	Für Lossauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Durch Gebr. N. in Luzern	6.—	„ Alles für Jesus"	100.—	Durch Kaplan Krichel in Biersen	150.—
„ die „Germania" und das „Schwarze Blatt" in Berlin	167.—	Durch die „Germania" und das „Schwarze Blatt" in Berlin	32.—	Von W. J. L. in A. G.	50.—
„ den „Jpf" und das „Kathol. Wochenblatt" in Dirgenheim	10.—	„ den „Jpf" und das „Kathol. Wochenblatt" in Dirgenheim	130.—	„ Alles für Jesus"	130.—
Für die Missionen in Agypten:		Für die Nordischen Missionen:		Durch die „Germania" und das „Schwarze Blatt" in Berlin	318.—
Von Warrer F. Neumann in Charlottenburg	25.—	Durch Grapriester Welz in Striegau	56.—	„ den „Christl. Pilger" in Speyer	30.—
Durch die „Germania" und das „Schwarze Blatt" in Berlin	63.—	„ die „Deutsche Reichszeitung" in Bonn	1.—	Pro Papa: Aus Erlingen	4.—
„ Alles für Jesus"	20.—	„ den „Jpf" und das „Kathol. Wochenblatt" in Dirgenheim	52.50	Von einer Unbekannten aus Berlin	12.—
Für die Missionen in Palästina:		Für den Kindheits-Jesu-Verein:		Durch Inspektor Diefenbach in Sachsenhausen	5.50
„ Trabat exemplum"	10.—	Von Inspektor Diefenbach in Sachsenhausen	4.—	„ Donatus dono"	10.—
„ Alles für Jesus"	50.—	„ M. Maier, Kaplan in Murnau	20.—	Durch die „Neu-Grevenbroicher Ztg." in Neuchâtel	50.—
Durch die „Germania" und das „Schwarze Blatt" in Berlin	176.—	Durch die „Germania" und das „Schwarze Blatt" in Berlin	420.—	Für verschiedene Zwecke:	
„ Grapriester Welz in Striegau	57.20	„ den „Jpf" und das „Kathol. Wochenblatt" in Dirgenheim	87.—	„ Herr, laß sie meine Freude und ein Trost der heiligen Kirche werden"	30.—
„ die „Deutsche Reichszeitung" in Bonn	2.—	Für den Missions-Verein:		Durch Ulrich Möfers Buchhandlung in Graz	19.77
„ den „Jpf" und das „Kathol. Wochenblatt" in Dirgenheim	22.—	Vom Bonifazius-Verein in Burghausen	50.—	„ die „Germania" und das „Schwarze Blatt" in Berlin	320.—
Für die Missionen in Italien:		Durch den „Jpf" und das „Kathol. Wochenblatt" in Dirgenheim	88.80	„ den „Christl. Pilger" in Speyer	30.—
Durch den „Jpf" und das „Kathol. Wochenblatt" in Dirgenheim	62.50	Für den Bonifazius-Verein:		„ Grapriester Welz in Striegau	9.—
Für noch lebende Missionspriester zur Perseverierung von heiligen Messen:		Vom Bonifazius-Verein in Burghausen	24.—	„ R. A. B. G.	14.—
Durch W. Siemerus, Vikar in Köln	145.60	Von W. G.	50.—	„ die „Deutsche Reichszeitung" in Bonn	6.10
Aus dem Archipresbyterate Gr.-Glogau	200.—	Für den Raphaels-Verein:		„ den „Jpf" und das „Kathol. Wochenblatt" in Dirgenheim	46.70
		„ Donatus dono"	5.—	„ die „Neu-Grevenbroicher Ztg." in Neuchâtel	4.80
				„ W. Frank, Neopresbyter in Zulkowig	19.40

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. S. Sutter, Theilhaber der Herder'schen Verlags-Handlung in Freiburg. Buchdruckerei der Herder'schen Verlags-Handlung in Freiburg (Waben). — Redaktionschluss und Ausgabe: 11. August 1883.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen" ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.